

Jahrbuch des Oberaargaus 2019



Herzlichen Dank an die **Einwohnergemeinde Aarwangen**
für die finanzielle Unterstützung dieser Ausgabe.

Jahrbuch des Oberaargaus 2019

62. Jahrgang



Herausgeber: Jahrbuch des Oberaargaus
mit Unterstützung der Gemeinden

Umschlag: Gestaltet von Kurt Baumann, Aarwangen

Geschäftsstelle: Oberaargauer Buchzentrum OBZ
Oschwandstrasse 18, 3475 Riedtwil
Telefon 062 922 18 18
www.jahrbuch-oberaargau.ch

Satz: Oberaargauer Buchzentrum OBZ

Druck: Merkur Druck AG, Langenthal

Ältere Jahrbücher
als PDF im Internet: www.digibern.ch/katalog/jahrbuch-des-oberaargaus

Inhaltsverzeichnis

6	Vorwort Daniel Gaberell, Riedtwil	110	Bläserensembles in den reformierten Kirchen des Kantons Bern (Emmental-Oberaargau) zwischen 1650 und 1800 Christoph Schuler, Langenthal
8	Zum 50. Todestag von Jakob Käser Der Briefwechsel mit Senta Simon Simon Kuert, Langenthal	124	Portfolio Kurt Baumann KuBa Installationen mit Kunststofftragegriffen Kurt Baumann, Aarwangen
34	2020 ist wieder ein Linksmähderjahr Jürg Rettenmund, Huttwil	144	Die Brunnenheizung aus dem Asteroidengürtel Robert Müller-Landsmann und der Meteorit von Rafrüti Jürg Rettenmund, Huttwil
40	Happy-Sad-Capriccios Sebastian Guhr, Lydia-Eimann-Stipendiat 2018/19, Langenthal	160	Zur Verleihung des Wakkerpreises an die Stadt Langenthal Simon Kuert, Langenthal / Herbert Rentsch, Herzogenbuchsee
44	Wohnen im Park – früher und heute Die Villa Geiser am Rumiweg in Langenthal Barbara Frutiger, Denkmalpflege des Kantons Bern	180	125 Jahre Ärztehaus in Kleindietwil 1894–2019 Jürg Rettenmund, Huttwil
56	Codename Jonathan Melchior Roth, Bützberg Andreas Schmid, NZZ am Sonntag	190	Menschen verbinden – und mit ihnen verbunden bleiben Ein Rückblick auf 125 Jahre Industrielle Betriebe Langenthal (1894–2019) Philipp Abt, Langenthal
68	Wattenwolken und rote Ballone für Jörg Jörg Fankhauser, Langenthal Beat Hugi, Langenthal	210	Neuerscheinungen
90	Hans Gostelis letzte Fahrt Jürg Rettenmund, Huttwil	222	Autorinnen und Autoren 2019, Redaktion
94	In Langenthal praktizierende Tierärzte in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts Samuel Luder-Keller, Langenthal		

Vorwort zum 62. Jahrbuch

Mit der 62. Ausgabe des Oberaargauer Jahrbuchs verabschieden wir Res Greub aus dem Redaktionsteam. Wir lassen ihn nur sehr ungern ziehen, sehen aber ein, dass es neben der täglichen Arbeit nur einen gewissen Anteil an Freiwilligenarbeit verträgt – bei Res ist das nicht anders, und so wird er sich künftig hauptsächlich in seiner Wohngemeinde Lotzwil engagieren.

Während sieben Jahren betreute Res das alljährliche Portfolio über Kunstschaffende aus dem Oberaargau. Keine leichte Aufgabe, so viel steht fest. Es gibt sehr viele Künstlerinnen und Künstler in unserer Region. Und: Wir von der Redaktion sind Menschen mit klaren Meinungen und Vorlieben – überzeugen Sie einmal eine solche Truppe von den Qualitäten des einen oder des anderen. Dazu kommt der eigene Anspruch an die Ausgewogenheit: Verschiedene Kunstrichtungen aus allen Teilen des Oberaargaus müssen berücksichtigt werden.

Also: Eine grosse Herausforderung für Andreas Greub – und ein noch grösserer Applaus von sämtlichen Redaktionsmitgliedern für unseren Res. Gut gemacht!

Dann kam die «Rettung» – in der Person von Madeleine Hadorn. Sie wird ab 2020 die Betreuung des Portfolios übernehmen. Kultur gehört zu ihrem Leben wie die Fasnacht zu Langenthal. Und nicht nur das: Madeleine Hadorn arbeitet seit vielen Jahren als Lektorin – wenn das kein Gewinn ist für unsere Redaktion. Ein warmes und herzliches Willkommen, geschätzte Madeleine.

Und was bietet das heurige Jahrbuch inhaltlich? Nun, Sie halten es in Ihren Händen und Sie werden schnell merken, dass in dieser Ausgabe vor allem die Menschen im Zentrum stehen. Unterschiedlichste Porträts von Oberaargauerinnen und Oberaargauern.

Und das Portfolio widmen wir dieses Jahr dem Aarwanger Künstler Kurt Baumann – eine griffige Sache, könnte man sagen. Res' letzter Streich.

Etwas noch, ein grosses Anliegen in eigener Sache: Man kennt das aus der Werbung. Ein graumeliertes und gut aussehender Siebzigjähriger in dunkelgrünem Polohemd übergibt an Deck der 16 Meter langen Yacht seine «Patek Philippe» dem 20-jährigen Enkel. Darunter steht geschrieben «Gemacht für viele Generationen» oder «Qualität bleibt in der Familie» oder ähnlich.

Und genau das möchten wir mit dem Jahrbuch Oberaargau auch erreichen. Dass die Jahrbuchabonnements von unseren älteren Leserinnen und Lesern nicht einfach gekündigt werden und fertig. Stattdessen wünschen wir uns, dass die Abos an die jüngere Generation – im besten Fall innerhalb der Familie – überschrieben werden. Nur so können wir die Existenz des Oberaargauer Jahrbuchs sichern, denn unsere ältere Leserschaft wird immer weniger, und Neuabonnenten zu gewinnen, ist ein enorm aufwendiges Unterfangen.

Bitte, werte Leserinnen und Leser, wenn Sie vorhaben, Ihr Abo zu kündigen, überschreiben Sie es stattdessen an eine 35- bis 50-jährige Person aus dem Oberaargau. Wir sind gerne bereit, Sie dabei zu unterstützen und informieren die von Ihnen ausgewählte Person mit einem freundlichen Schreiben in Ihrem Namen. Und wir verzichten sogar darauf, im ersten Jahr eine Rechnung zu schicken.

Vielen herzlichen Dank!

*Im Namen der Redaktion
Daniel Gaberell*

Jahrbuch-Redaktion
Daniel Gaberell, Riedtwil, Präsident
Martin Fischer, Leissigen
Andreas Greub, Lotzwil
Madeleine Hadorn, Langenthal
Simon Kuert, Langenthal

Ueli Reinmann, Wolfisberg
Herbert Rentsch, Herzogenbuchsee
Jürg Rettenmund, Huttwil
Bettina Riser, Walden ob Niederbipp
Fredi Salvisberg, Subingen
Esther Siegrist, Langenthal

Aus dem Briefwechsel von Jakob Käser mit Senta Simon

Simon Kuert

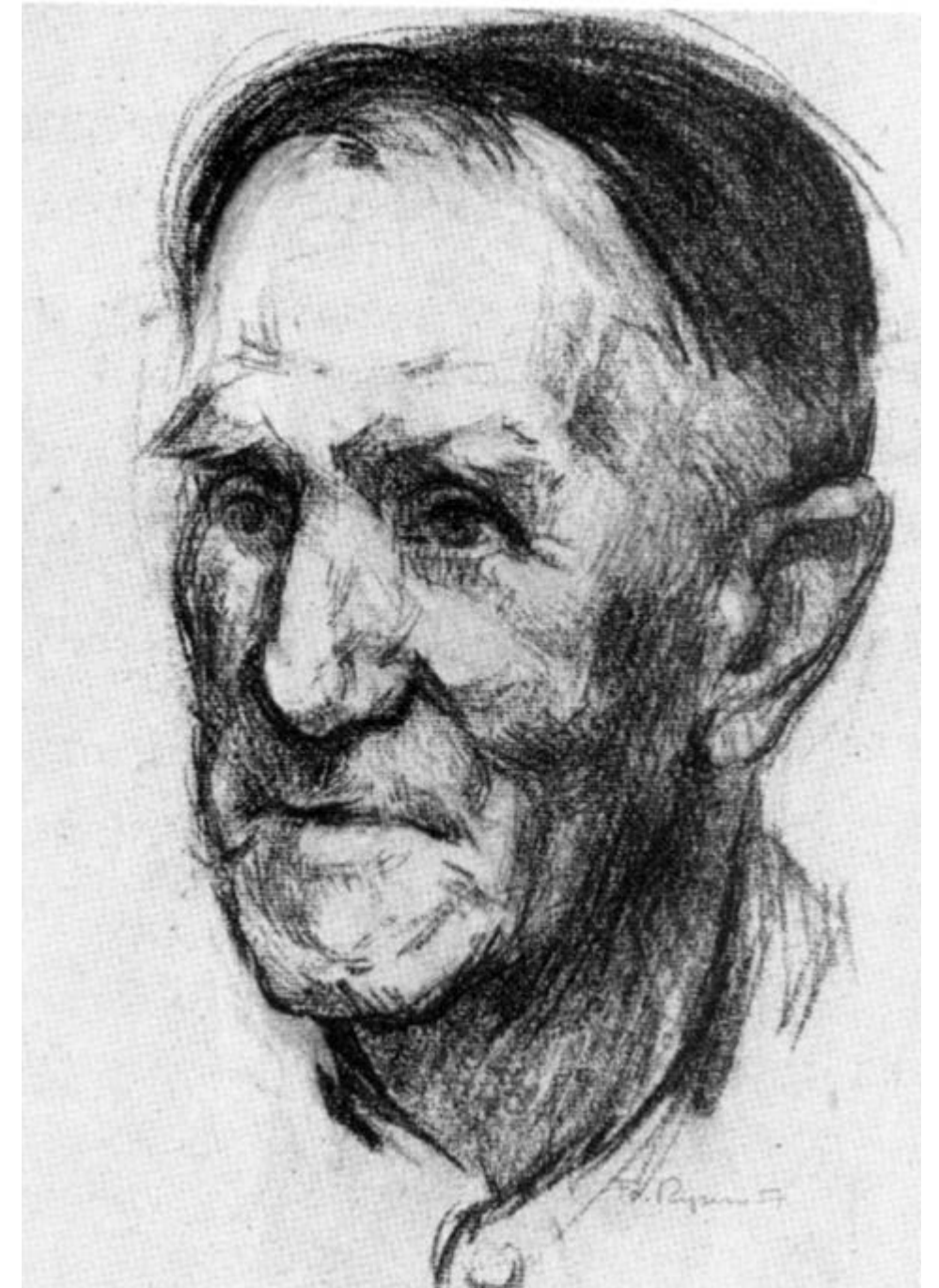
«Bis jetzt habe ich mich noch immer ziemlich jung gefühlt, aber nun geht es einfach <äneabe> mit mir. Ich traure aber dem nicht nach. Ich habe schwere Zeiten gehabt in meinem Leben, aber auch viel Sonnenschein, und dafür bin ich so recht von Herzen dankbar.» (November 1968)

Diese Zeilen las Senta Simon¹ im letzten Brief, den ihr der betagte Jakob Käser² schrieb. Zwischen der Schriftstellerin aus Herzogenbuchsee (1915–2011) und dem vor 50 Jahren verstorbenen Madiswiler Volkspoeten entwickelte sich zwischen 1948 und 1969 eine berührende Dichterfreundschaft. Sie spiegelt sich in einem regen Briefwechsel. Es ist ein Glücksfall, dass Senta Simon alle die Briefe, die sie von Jakob Käser in dieser Zeit erhielt, sorgfältig aufbewahrte. Wir besitzen dadurch eine wunderbare Quelle für die Gedanken Käasers im Herbst seines Lebens. Ich habe zum Anlass von Käasers 50. Todestag den Briefwechsel neu gelesen und aus dem umfangreichen Material einige Aspekte herausgegriffen.

Der Beginn einer Freundschaft

Die Freundschaft begann mit den ersten schriftstellerischen Schritten Senta Simons. Diese gehen auf das Jahr 1948 zurück. Als die junge Mutter in Lotzwil zu schreiben begann, suchte sie Kontakt zu Jakob Käser im Nachbardorf. Käser war im Oberaargau als Mundartschriftsteller bereits anerkannt und hatte sich mit seinen drei Büchern «Oberaargouerlüt» (1931), «D Dorflinge» (1935) und «Fyrobe» (1939) in der Berndeutschszene etabliert. Bald sollte er für sein Wirken auch den Literaturpreis der Stadt Bern erhalten (1954).

Senta Simon brachte im Frühling 1948 das Manuskript ihrer ersten Gedichtsammlung in die Madiswiler Dorfschmitte und bat Käser, dieses zu



Jakob Käser (Zeichnung von Fritz Ryser).

begutachten. Es handelte sich um die später (1951) veröffentlichten Kindergedichte «Glück und Läbe». Der Dorfschmied las die Verse mit Vergnügen und gratulierte ihr am 30. Mai 1948 in einem Brief. Er bot Senta Simon an, ihre Verse zu bearbeiten, schränkte dabei aber seine Kompetenz gleich ein: «Nun bin ich allerdings auch nicht Intellektueller und habe kein diesbezügliches Studium genossen, durch jahrelange Tätigkeit auf diesem Gebiet habe ich nun aber immerhin eine gewisse Sicherheit erworben, und es freut mich, damit auch anderen an die Hand zu gehen.» Käser meinte weiter zur jungen Dichterin:

«Wenn ich Ihnen sage, es steht etwas dahinter, so ist das nicht ein Kompliment anstandshalber, sondern meine feste Überzeugung.»
Käser unterschrieb mit «J. Käser, Schmid».

Jakob Käser erster
Brief an Senta Simon.

Madiswil, den 30. V 48

Sehr geehrte Frau Simon!

Ich habe mich noch Ihrem
freundlichen Besuch bei uns mit
erwarteten, schnell ein wenig in
Ihrer kleinen herabgestiegen und kann
Ihnen nur sagen, dass ich einige
mehr interessiert war. Diese Kinder
verliert sich hier, und ich kann
Ihnen davon gratulieren. Was nun

Typisch für ihn. Er verstand sich immer in erster Linie als Handwerker, der sich in seiner Freizeit schriftstellerisch betätigte. In Gedanken schmiedete er seine Verse, während er am Amboss mit dem Hammer Eisen «dängelte». Schon am 30. Mai 1948 liess Käser einen Brief an Senta nachfolgen: Er habe nun alles durchgesehen und würde es gerne mit ihr besprechen. Er glaube nämlich, dass seine Korrekturen und Ratschläge für ihre weiteren Arbeiten ziemlich wegweisend sein könnten. Er lud Senta Simon ein, ihn in der kommenden Woche im «Dorfschmittli» zu besuchen. «Es würde mich sehr freuen, wenn mein Rat Sie irgendwie fördern sollte.»

Die Vertiefung der Freundschaft

Die Briefe, die in den folgenden Jahren «das Dorfschmittli» verliessen, verraten, wie die angehende Lyrikerin dem Rat des älteren Dichterkollegen folgte und dessen Korrekturen treu übernahm. Auch viel Persönliches zirkulierte zwischen der Dorfschmitte in Madiswil und der Lederfabrik in Lotzwil, die Senta Simons Gatte leitete. Während die Mutter von der Entwicklung ihrer Kinder schrieb, thematisierte der Schmied seinen Gemütszustand im Prozess des Alterns. Beide wussten um die Wichtigkeit des persönlichen Umfeldes für das schriftstellerische Wirken. Für beide war die Familie der engste Erfahrungsraum. Wie nahe sich der Schriftsteller und die Schriftstellerin in den Jahren zwischen 1950 und 1969 kamen, zeigt ein Brief Käser aus der Adventszeit 1962 (2.12.1962). Zunächst dankt er für einen Kartengruss der Familie Simon aus deren Ferien in Italien und spielt auf einen familiären Umbruch bei Simons an. Hans Simon-Mathys, der Ehemann von Senta, hatte 1959 seine eigene Lederfabrik in Lotzwil aufgegeben und war Verkaufsleiter in der Schuhfabrik Hug in Herzogenbuchsee geworden.

«Ich habe mich aber des Gedankens nicht enthalten können, dass diese Ausspannung (der Ferienaufenthalt, Anm. d. Verf.) fast nicht möglich gewesen wäre, wenn Herr Simon noch den eigenen Betrieb gehabt hätte, ich meine nicht finanziell, aber geschäftlich, denn das kenne ich aus eigener Anschauung.» Darauf berichtet Käser von seinen besonderen Stimmungen in der Adventszeit: «Nun fängt es an zu weihnächteln, und der

Schneefall von letzter Nacht bringt ein wenig Stimmung. Ich habe zwar um diese Zeit immer sehr schwer, denn die Adventstage haben mir immer viel Herzeleid gebracht. Im Jahre 1926 ist meine älteste Schwester, Lehrerin in Goldiwil von fünf unmündigen Kindern weggestorben, zwei Jahre später meine liebe Mutter.³ Dann im Jahr 1935 hat unser Muetti⁴ seine lieben Augen für immer geschlossen. Wir haben noch Weihnachtslieder gesungen, während uns die Tränen die Wangen heruntergeriesel sind...»

Jakob Käser war 78 Jahre alt, als er das schrieb, Senta Simon erst 47. Er hätte ihr Vater sein können. Trotz des Altersunterschiedes fanden sie Vertrauen zueinander. Beide spürten den Drang, persönlichen Empfindungen in Gedichten eine Sprache zu geben. Das verband sie und vertiefte die Freundschaft. Sowohl Jakob Käser wie Senta Simon kamen als Autodidakten zum Schreiben. Sie waren weder Lehrer noch Intellektuelle wie die meisten Mundartschriftsteller der Zeit. Besonders Jakob Käser fühlte sich deshalb immer etwas zurückgesetzt, vor allem seit seiner Auseinandersetzung mit Professor Otto von Greyerz.⁵ Dieser hatte ihm nach dem Erscheinen seines ersten Buches «Oberaargauerlüt» (1931) vorgeworfen, in einer «unordentlichen» Mundart zu schreiben. Es sei kein klares Berndeutsch, er mache zu viele unterschiedliche Anleihen, hier bei der Emmentaler Mundart eines Simon Gfeller⁶, dort bei der Solothurner Mundart eines Josef Reinhart⁷. Darauf nahm Simon Gfeller den Madiswiler Schmied in Schutz. Käser sei ein typischer Vertreter der Oberaargauer Mundart. Wegen seiner besonderen Lage sei diese Region verschiedenen Spracheinflüssen ausgesetzt. Käser schreibe in der Mundart, die er von seiner Mutter gelernt habe. «Eso wie ds Müetti d Wort het gseit.» Die Mutter von Jakob Käser stammte aus dem Herzen des Oberaargaus. Sie war als geborene Steffen im späteren Drogistenhaus am Madiswiler Kirchplatz aufgewachsen. Das grosse und um die Jahrhundertwende bedeutende Oberaargauer Dorf war das ländliche Zentrum des Oberaargaus und lag im Schnittpunkt der Kantone Aargau, Luzern und Solothurn. Eine Übergangsregion. Verständlich, wenn die Menschen hier eine «Mundart des Überganges» pflegten.



Die Dorfschmitte Madiswil.
Zeichnungen: Carl Rechsteiner



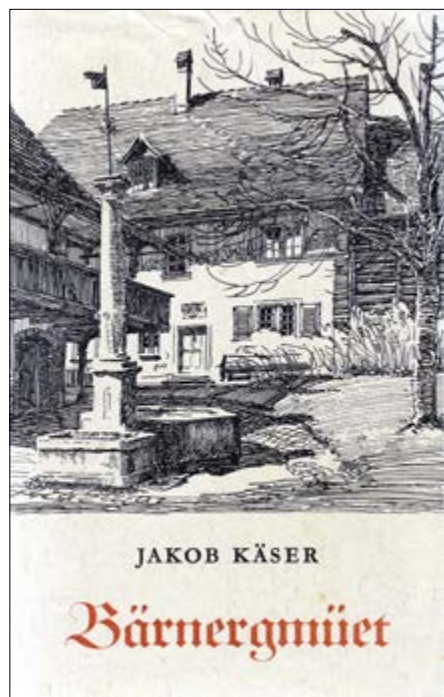
Erste Ausgabe von «Schwyzerlüt» von 1938. Auf der Titelseite Rudolf von Tavel.

«Schwyzerlüt»

Um solche besonderen Formen der Schweizer Mundart bewusst zu pflegen und zu bewahren, hatte zu Beginn des Zweiten Weltkrieges der Freiburger Germanist Dr. Gotthold Otto Schmid⁸ die Zeitschrift «Schwyzerlüt» ins Leben gerufen. Sie sollte zu einem Forum der Schweizer Mundarten werden. Mundartschriftstellerinnen und Mundartschriftsteller erhielten eine Publikationsplattform. Schmid wollte durch die Verbreitung der Mundartliteratur den Zusammenhalt der Landesgegenden fördern und den besonderen «Schweizergeist» sprachlich fassen und pflegen. Es war seine Absicht, damit zur nationalen Identitätsstiftung in den Krisenjahren des Zweiten Weltkrieges beizutragen. In einer der ersten Nummern der Zeitschrift führte Schmid die Persönlichkeiten auf, welche er zu den anerkannten Mundartschriftstellern zählte. Aus dem Kanton Bern waren es vor allem Akademiker und Lehrer wie Rudolf von Tavel⁹, Otto von Greyerz, Simon Gfeller, Emil Balmer¹⁰ und Ernst Balzli¹¹. Mitten in dieser illustren Gesellschaft befand sich auch der schreibende Oberaargauer Handwerker Jakob Käser. Er stellte sich in der Zeitschrift mit dem Satz vor: «*Ich schreibe um schmieden und schmiede, um schreiben zu können.*» Mit den bereits erwähnten Werken aus dem Verlag Sauerländer hatte er sich trotz den Einwänden von Otto von Greyerz als Mundartschriftsteller etabliert und war auch in den Bernischen Schriftsteller Verband (BSV) aufgenommen worden. Schmid druckte in «Schwyzerlüt» zudem neue Gedichte und Erzählungen Käasers ab: «Alti Kundine» (Bd. 12, 1950), «Wiehnecht» (Band 2, 1939/40), «Walzbrüder» (Band 8, 1945–1946), «Gueten Appetit» (Bd. 13–14, 1951–1952), «Ds Wiegeli» (Bd. 15, 1952–1953). Auch Senta Simon las «Schwyzerlüt» mit Begeisterung. Die Zeitschrift wurde zu einem wichtigen Thema in ihrem Briefwechsel. Aus einem Brief Käasers vom 15. Oktober 1950 geht hervor, dass der Schriftleiter von «Schwyzerlüt» die ersten literarischen Versuche Simons ähnlich beurteilte wie er: «*Sein (Schmids, Anm. d. Verf.) Urteil über Ihre Gedichtsammlung ist ja soweit sehr schmeichelhaft und deckt sich mit meinem eigenen Urteil.*»

Jakob Käser, der die Korrekturen besorgt hatte, freute sich über die gute Aufnahme des Erstlingswerks von Simon. Schmid widmete dem neuen

Dichterstern aus dem Oberaargau gar eine besondere Nummer der Zeitschrift. Sie hiess wie der Gedichtband: «Glück und Läbe: Bärndütschi Sprüch und Värse» (Schwyzerlüt, Bd. 13, 1951). In der Einleitung würdigte der Herausgeber Senta Simon als berndeutsche Lyrikerin. «*Es git nid viel Dichter wo gueti Sprüch und Värse uf Bärndütsch schribe. Ds Bärndütsch isch bsunders ds Rych vo der Prosa, vo de breite, bhäbige, heimelige Brichten und Gschichte. Drum freut es üs, wenn usem riche und guete Härd vom Bärndütsch näbem Hans Zulliger, Ernst Balzli und Georg Küffer u.a. wider neu, begabt Lüt ufwachsen und ufwache, wo dr Muet und d Chraft und dr Gloube hei, ihri Heimatsproch ou dür Gedicht ds ehre.*» Ähnlich wie Jakob Käser spürte Schmid in ihren ersten Gedichten die Tiefe hinter den Worten: «*Mit fynem Gfüehl und warmem Härze läbt Frau Senta Simon Mathys mit der Natur, de Blueme, de Vögeli, mit ihrer Familie, ihrne Ching und ihrem Ma, ohni ihri Mitmönsche derbi z'vergässe, wo aui zmits im Läbe stö und au müesse wärde, schaffe, lide, ryfen und stärke ... es isch viel Läbeswysheit i ihr ne Värse.*» Gotthold Schmid spürte auch in Käasers Gedichten die besondere «Oberaargauer Poesie» und schätzte dessen anschaulichen Erzählstil. Deshalb plante der Schriftleiter von «Schwyzerlüt» 1951 ein besonderes Heft über die Oberaargauer Mundartliteratur und wollte dieses vor allem von Jakob Käser und Senta Simon gestaltet wissen. Leider zerschlug sich der Plan. Es fanden sich nicht genügend Inserenten aus diesem Landesteil und solche waren für die Produktion einer «Regionalausgabe» nötig. Käser bedauerte, dass Schmid das Projekt nicht verwirklichen konnte. Er tue ihm etwas leid, meinte er zu Senta Simon im Neujahrsbrief 1951. Käser begegnete dem Freiburger Germanisten mit Respekt und Vertrauen und schätzte seine literarischen Urteile. Im Januar 1953 erhielt Käser vom «Schwyzerlüt»-Verlag den zweiten Gedichtband von Senta Simon zugestellt: «Es Glöggli lütet». Es waren Weihnachtsgedichte, die Käser angeregt hatte. Er gratulierte umgehend: «*Das ist Ihnen geraten und ich mache Ihnen aufrichtig mein Kompliment.*» (9.2.1953). Zugleich ermunterte Käser Senta zum Weiterfahren, auch wenn es Neider und Kritik geben sollte! Im Herbst 1953 bat Senta Simon um ein Urteil über eine Anzahl Gedichte zum Thema «Werden und Vergehen». Es handelte sich um die später als «Bärndütschi Sonett» erschienenen Werke. Der Autodidakt aus der Dorfschmitte zeigte sich nicht in der Lage, das Versmass dieser Sonette rich-

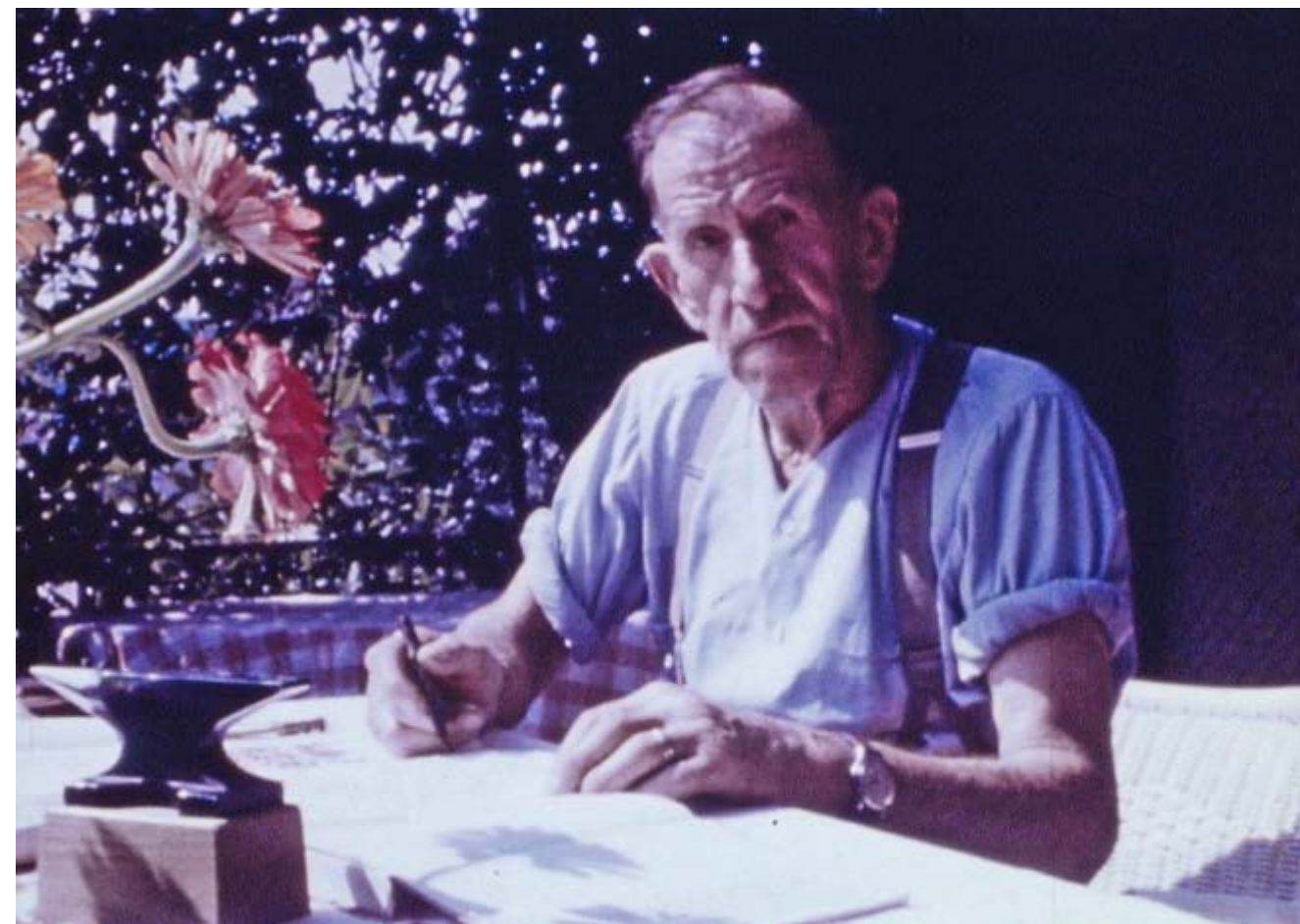


Umschlag des Buches «Bärnergmüet» von 1955 mit einer Zeichnung von Carl Rechsteiner.

tig zu beurteilen, und verwies Senta Simon an den gebürtigen Langenthaler Hans Rhyn.¹² Die Lotzwiler Lyrikerin liess darauf die Arbeit an den Sonnetten vorerst ruhen und zog ein anderes Werk vor: «My Wäg». Auch dieses erschien im «Schwyzerlüt»-Verlag und der Verleger Schmid rezensierte es gleich selber: «*Es isch es eigets Buech wo vil verspricht und vil haltet, e liebe Begleiter für truurigi Stunden und feschtlech Tage. D Senta Simon het ihri Wält und ihre Ton gfunde. Ihri Gedicht si ne Begriff.*» (Bd. 18, 1955–1956). Auch Jakob Käser war nach seinen drei ersten Büchern nicht untätig geblieben. Zur 700-Jahr-Feier des Städtchens Wiedlisbach verlegte 1955 der Verlag des Schweizer Heimatschutzes Käfers «Bärnergmüet» und Walter Läderach¹³ schrieb im Verlagsprospekt von einer «*Sammlung von Erzählungen zwischen denen, so wie in einem Bauerngarten neben Gemüsebeeten Rosen und Lilien wachsen, eine Anzahl von Gedichten stehen*». Im gleichen Heft wie die Besprechung von Senta Simons «My Wäg» fand sich nun auch eine Rezension von «Bärnergmüet». Die Initialen des Autors G. S. liessen auf den Herausgeber Gotthold Schmid schliessen.

Das Urteil des Rezensenten war kritisch: «*Das Buech freut mi ume halb und i gloube, es sigi ume halb es gfreuts. Nid dass dr Jakob Käser nüt chönnti! Bhüetis! Er cha läbig erzellen und vili Szene ganz farbig und plastisch darstelle. Aber ds Ganzen isch nid harmonisch uf boue, zwenig abgwoge, d Tön und d Akzänt zweni süferlig und sittig ufenander abgstimmt. Es git Sache wo me macht und nid seit, anderi wo me seit und nid macht. – E Künstler und Dichter darf di <höcheri Ebeni> nid z hert vergässe; mit em Guetmeine, mit em ne Dotze guete Gedanke, mit urchige Chraftusdruck oder mit em ne fasch zweiche Gfüehl isch es nid ta. Ou es Buech uf schwyzerdütsch muess es Kunschtwärch sy.*» (Bd. 18, 1955–1956). Käser meinte zu spüren, dass ihm Schmid mit dieser Besprechung sein Künstler- und Dichtersein abspreche und das traf den sensiblen Madiswiler äusserst schwer. Unmittelbar nach dem Erscheinen der Rezension kündigte Käser das Abonnement von «Schwyzerlüt» und brach den Kontakt zu Schmid sofort ab. Weder mündlich noch schriftlich wollte er mit dem Schriftleiter weiter zu tun haben. «*Von Herrn Dr. Schmid habe ich genug (...) die lieblose Besprechung ist wenigstens eine offene Kampf-ansage, gegen die man sich wehren kann, aber wie er sich in Briefen*

seinen Adressaten gegenüber über mich geäussert hat, ist nicht mehr fair ...» – so schrieb er seiner Freundin (2.2.1956). Der Madiswiler Schmied vermutete, dass dieser Bruch die Freundschaft mit Senta Simon belasten könnte, denn Senta war mit der Zeitschrift und ihrem Herausgeber eng verbunden. «*Ich fühle mich fast verpflichtet, Ihnen von meinem Schritt Mitteilung zu machen, allerdings in der angenehmen Hoffnung, dass er unseren freundlichen Beziehungen keinen Abbruch tun werde. Um ihr Schaffen werde ich mich nach wie vor immer interessieren.*» (7.12.1956). Weiter ermunterte er die dichtende Nachbarin, ihre Beziehung zu «Schwyzerlüt» aufrechtzuerhalten. Sie solle weiterhin dort publizieren. Das geschah denn auch. 1957 erschienen «Bärndütschi Sonett», jene Gedichte, die Jakob Käser mit seinem Rat zum Versmass begleitet hatte und die er nach deren Erscheinen im «Langenthaler Tagblatt» wohlwollend besprach. Während Käser die Verbindung zur Schweizer Mundartzeitschrift abgebrochen hatte, intensivierte sie Senta Simon. Die Jubiläumsnummer von «Schwyzerlüt» stellte sie 1958 als begabte Lyrikerin vor und sie selber schrieb über ihre Beziehung zur Zeitschrift und zum Verleger: «*Was mer <Schwyzerlüt> bedütet? – I weiss nid, ob me das nume grad eso cha säge vo öppisem, wo eim lieb und wärt isch; und dass isch mr äbe <Schwyzerlüt>. Die Zytschrift isch mer so rächt as Härz gwachse, he jo, wie wett's ou nid! Chunt nid jedesmol öppis dermit i ds Hus z flüge, öppis ganz Eigets, wo me süsch niene cha finge? – D Liebi zum Schwyzerdütsch wird üs dür <Schwyzerlüt> offe bhalte, mir gseh driyine, mir gspüre se, es isch e Teil vo üs sälber (...) Wenn mir es Schwyzerlüttheft aluege so gspüre mer, dass mer uf eme Fläckli Heimatbode stöh. Mi schmöckt Ärde, Heimatärde u weiss, dass öpper dert drinne wärchet, wo nid dr Verleider überchunt u scho der Charscht loht fahre, wenn er härdigi Häng het, oder nid alls cha groote und wachse, wie me's gärn hätti. Wenn nid üse Herr Dokter Schmid gäng echly dä Heimatbode würd umeschtäche und derzue luege, stiengs gwüss afe bös...*» (Bd. 20, 1958, Heft 4)



Jakob Käser daheim bei der Arbeit.
Videostandbilder aus Fritz Junkers
Film «Der Oberaargau» (um 1955).

Bernischer Schriftsteller Verband

Neben «Schwyzerlüt» war auch der Bernische Schriftsteller Verband (BSV) ein zentrales Thema im Briefwechsel. Jakob Käser bemühte sich sehr um die Aufnahme der Freundin in den traditionsreichen Verein, doch sein Engagement blieb lange Zeit ohne Erfolg. Käser deutete die Schwierigkeiten mit der engen Beziehung von Senta Simon zur Zeitschrift «Schwyzerlüt». Käser glaubte plötzlich zu wissen, dass der Schriftleiter Schmid und seine Zeitschrift im BSV wenig gelten würden. Dennoch wollte Käser Senta Simon mit in diesem Verein haben. Besonders das Aarbergerbott des BSV besuchte der Madiswiler liebend gerne und er hätte sich gewünscht, Senta könnte ihn jeweils zu diesem Anlass begleiten. Das Aarbergerbott hatte Ehrenmitglied und Gönner des BSV Nationalrat und Oberst Hans Müller¹⁴ ins Leben gerufen. Er versammelte jeweils die Schriftstellerinnen und Schriftsteller des Kantons im Städtchen Aarberg, zunächst zu einem «Schützenmatch», anschliessend zu einem Essen in der «Krone» und einer Gedenkfeier für die verstorbenen Mitglieder in der Kirche. 1957 schrieb Käser persönlich dem Präsidenten des BSV, Paul Eggenberg¹⁵, ein Aufnahmegesuch für die Oberaargauer Lyrikerin. Dieser schrieb ihm zurück und meinte: Aufnahmen in den BSV würden nur über den Berufungsweg erfolgen. Darauf schickte Käser dem Vorstand des BSV die bisher erschienenen vier Lyrikbände Simons zur Begutachtung. Er hoffte, ihr Inhalt würde die Wächter über die Berner Mundartschriftstellerei überzeugen. Im Herbst 1959 gelang es Käser, die Freundin zu überreden, mit ihm den Aarbergerbott als Gast zu besuchen. Es gefiel ihr offenbar sehr, wie aus einem rückblickenden Brief von Jakob Käser hervorgeht (20.9.1961). Aus dem gleichen Brief ist zu vernehmen, dass in der Zwischenzeit die Redaktion von «Schwyzerlüt» gewechselt hatte, und Beat Jäggi¹⁶ neuer Schriftleiter geworden war. Dieser Wechsel half mit, die Oberaargauer Dichterbeziehung wieder freundschaftlich zu stärken. Käser anerkannte Beat Jäggi als kompetenten Mundartschriftsteller und auch Jäggi schätzte Käser. Deshalb bot er ihm an, eine eigene Nummer von «Schwyzerlüt» über ihn und mit seinen Texten zu gestalten. Doch Käser lehnte ab. Sein sensibles Gemüt ertrug es nicht, im Mittelpunkt jener Zeitschrift zu stehen, in der einige Jahre zuvor die wenig rühmliche Besprechung von «Bernergmüet» zu lesen war. Die Aufnahme von Senta

Simon in den Bernischen Schriftsteller Verband liess auch nach dem Wechsel der Redaktion auf sich warten. Nach wie vor interpretierte Käser das Zögern mit der Bindung Sentas an den «Schwyzerlüt»-Verlag. Am 29.8.1961 schrieb er ihr, das Zögern des BSV liege wohl daran, «*dass noch keine Veröffentlichungen in einem Schweizerverlag vorliegen. Dass der Verlag «Schwyzerlüt» mit Dr. Schmid nie gezählt hat, habe ich mehr als einmal konstatieren können.*» Ob da Käser mit dieser Vermutung richtig liegt? – Wollte Käser nicht mit der Zurücksetzung der Bedeutung der Zeitschrift die kritische Rezension von «Bärnergmüet» relativieren? Die Verzögerung der Aufnahme Simons in den BSV allein mit «ihrem» Verlag zu begründen, greift zu kurz. Immerhin hatte der «neutrale» und vom BSV anerkannte Jacques M. Bächtold¹⁷ sozusagen im Konkurrenzblatt von «Schwyzerlüt», im «Heimatschutz», Senta Simons «Bärndütschi Sonett» äusserst wohlwollend rezensiert, und der «neue» Schriftleiter von «Schwyzerlüt», Beat Jäggi, war im BSV ein angesehener Schriftsteller.

Geburtstage, Vorlesungstätigkeit und Duzis

Von Senta Simon an Jakob Käser sind nur vereinzelte Briefe erhalten. Im Januar 1962 gratulierte sie ihrem Madiswiler Förderer zum 78. Geburtstag. Sie erwähnte in diesem Brief die immer noch ausstehende Mitgliedschaft im Bernischen Schriftsteller Verband. Sie hoffe in dieser Angelegenheit auf Beat Jäggi. In seiner Antwort vermutete Käser, dass Beat Jäggi mit einer Aufnahme zögere, weil ihre Nähe zu ihm bekannt sei. Beim neuen Schriftleiter sei nicht gut angekommen, dass er sich geweigert habe, eine Nummer von «Schwyzerlüt» über ihn zu gestalten. Verständlich. Im Rückblick ist die Weigerung Käasers nicht nur mit seiner Bescheidenheit zu erklären. Dem Madiswiler Dorfschmied haftete eine gewisse Sturheit und Eitelkeit an. Er ertrug es nur schwer, in einer Fachzeitschrift so kritisiert zu werden wie es durch Schmid in «Schwyzerlüt» erfolgt war. Dagegen war er stolz, noch als 79-Jähriger ein gefragter Vorleser zu sein: Davon schrieb er am 16. Januar 1963 der Kollegin: «*Ich habe letzten Freitagnachmittag in den Oberschulen von Oberburg gelesen (...) Vorher habe ich im Sekundarschulhaus von Roggwil gelesen und zwar den Landfrauenvereinen von Roggwil und Madiswil. Soeben habe ich vom BSV ein Formular erhalten*

für einen Vortrag im Lehrerseminar Langenthal. Schon ein wenig paradox, der Schwerarbeiter und Schmiedemeister als Referent in einem Seminar! Im Weiteren steht auch noch ein Vortrag in der Sektion Heimatschutz Oberaargau in Aussicht ...» Einige Tage später kam eine Antwort aus Herzogenbuchsee: Senta schrieb von ihrer Familie und freute sich über einen bevorstehenden Höck in Langenthal. Es handelte sich um eine Zusammenkunft der «Bärndütsch»-Freunde im Oberaargau. Die Gruppe wurde von Walter Bieri¹⁸ geleitet, und dieser hatte Jakob Käser für einen Vortrag engagiert. Senta sollte den drauffolgenden Vortrag bestreiten, deshalb sei sie auf seine Lesung besonders gespannt! Am 16. August 1963 kündigte ihr Käser einen Besuch in Herzogenbuchsee an. Und zwar mit Jakob Ammann¹⁹, seinem Freund aus dem Oberdorf. Mit ihm war er im Alter oft unterwegs. Beide verband die Liebe zum Dorf und zu dessen Geschichte. Im gleichen Brief liess er die Freundin auch in sein Inneres blicken: *«Ich selber war in letzter Zeit furchtbar deprimiert, und zwar nicht wegen meinem Rheuma, denn das hat in Zwischenzeit ordentlich abgenommen, aber ich hatte andere Sachen geistig zu verwerchen, wie es bei jedem Menschen einmal vorkommen kann. Andere würden mich auslachen wegen meiner Sensibilität, aber es sind halt einmal nicht alle Menschen gleich ...»* Kaum war Sentas Kinderbüchlein «Möhni» nun im einheimischen Verlag Schelbli in Herzogenbuchsee erschienen, schickte sie ein Exemplar in die Madiswiler Dorfschmitte, begleitet von einem Brief, in dem sie von ersten Vorlesungen in Herzogenbuchsee erzählte. In seiner Antwort dankte Jakob Käser für das Buch und hoffte zugleich, dass der Verlagswechsel ihr den Eintritt in den Schriftsteller Verband nun möglich mache. Der Brief fiel in die Weihnachtszeit (18.12.1963). Wie bekannt für Jakob Käser immer die schwierigste Zeit im Jahr: *«Was mich anbetrifft, ist Weihnachten für mich immer eine Längizytzeit. Es ist nun schon fast einunddreissig Jahre her, dass Muetti gerade um die Weihnachtszeit auf dem Todbett gelegen ist und das habe ich nie verwinden können.»* Jakob Käser war, wie er auch selber schreibt, ein äusserst sensibler Mensch. Sensible Menschen reflektieren menschliches Verhalten in besonderem Masse. Sie können einschneidende Ereignisse in ihrer Lebensgeschichte zwar deuten und annehmen, aber nur schlecht verarbeiten. Diese sind stets gegenwärtig und belasten auch nach Jahren immer neu. Bei Käser waren es Ereignisse wie der Tod der Mutter oder die verletzende Rezension



Senta Simon um 1935.
Foto: Hans Bär, Langenthal

von «Bernergmüet» in «Schwyzerlüt». Beide Ereignisse spricht er in seinen Briefen immer wieder an. Von seiner besonderen Mutterbeziehung hat Senta immer neu erfahren. Die Freundin nahm sie im persönlichen Gedicht, das sie zu Käasers 80. Geburtstag verfasste, denn auch auf: Das Gedicht beginnt mit den drei Strophen:

*«E Gyger spilt es Heiwehlied, oh säg, was lyt alls drin?
E höche Ton, e töife Ton weiss nid, wie viel zwüschin.*

*Und alli chömen us dym Härz, Du kennsch d Melody –
Dys Glück, dys Leid, dy ganzi Seel Dys Läbe isch derby:*

*O Gyge sing! Spiel ds chlyne Lied, füehr mi i ds Chinderland –
mys Müeti brichtet lieb und liis, i sueche sini Hand.»*

Das Gedicht endet mit zwei Strophen, die den Madiswiler Schriftsteller besonders treffend charakterisieren:

*«So müed isch jez dr Gygeton, so truurig d Melody.
Dr Hammer tönt, dr Geischt er schrybt – Es lyt ä Troscht derby.*

*Es Heimatlied! E Heimatlut! D’Dorflinge wo no blüejt –
u d Muettersproch, wo het und treit wo ds Gmüet gäng für se glüejit.»*

Die folgenden Briefe drehten sich um weitere Publikationen von Senta Simon und um ihre gemeinsame Vorlesungstätigkeit in Oberaargauer Gemeinden. Zunächst bat Senta Jakob Käser um ein Vorwort für ein Büchlein mit Gedichten für Kinder und Eltern. Käser schrieb das Vorwort umgehend. Senta dankte dafür mit den Worten: *«Es ist mir recht, wie sie es geschrieben haben und ich bin froh, dass keine Lobhudelei darin zu finden ist, denn ich bin auch nicht Freund davon.»* (Brief vom 17.7.1964). Im Weihnachtsbrief vom 22.12.1964 liess Käser die Freundin erneut an seinem Leben teilhaben, auch an seiner regen Vorlesetätigkeit, die ihn erfreute und zugleich belastete: *«Ich bin kein geborener Rezitator und so sehr mir das Schreiben zur Lebensbedingung geworden ist, so ungern trete ich öffentlich auf.»* Es entlastete ihn, im kommenden Jahr

zusammen mit Senta Simon selber auftreten zu dürfen. Einen solchen gemeinsamen Auftritt organisierte erstmals der Dorfverein Madiswil: *«Und nun werden wir also in kurzem zusammen debütieren und das freut mich ganz riesig. Ich werde mich also auf die Prosa beschränken und Ihnen die Lyrik überlassen (...) Allerdings: Am wenigsten gern rede ich im eigenen Dorf, denn allen Menschen recht getan ist eine Kunst, die niemand kann. Ich finde es übrigens immer ein wenig paradox, wenn ich als Handwerker, als Schwerarbeiter zu einem vielleicht etwas erlesenen Publikum reden soll. Und doch freue ich mich auf unseren gemeinsamen Vortragsabend in der Hoffnung, wir werden unsere Madiswiler befriedigen können ...»*

Der Vortragsabend in Madiswil hatte Folgen. An einem kurz auf die gemeinsame Vorlesung folgenden «Bärndütsch»-Nachmittag in Langenthal machten Senta Simon und Jakob Käser Duzis. Die Briefe, die dieses Ereignis beschreiben, sind erhalten. Sie geben einen besonderen Einblick in die gewachsene Freundschaft. Senta schrieb am 6. März 1965 dem «lieben Jakob» unter anderem:

«(...) es ist schon bald lange her, seit wir Duzis gemacht haben und ich hoffe, Du habest es nicht vergessen. Natürlich hat mich dieses Duzis-machen sehr gefreut und wir sollten diesen Anlass eigentlich noch feiern. Sicher kommst Du wieder nach Buchsi, aber ich will dann wissen an welchem Tag, nicht dass ich am Haarwaschen bin und Dich mit einem Hudel um den Kopf empfangen muss! (...) Ist Dein Abend in Kleindietwil gut vorbeigegangen? Du hattest es streng damals. Es war schade, dass wir am Bärndütschnachmittag in Langenthal nicht noch ein wenig beisammen höckeln konnten (...) Hans ist heute nach Italien verreist und in 14 Tagen fliegt er nach Wien. Er lässt Dir sagen, dass es ihn ebenfalls freut, mit Dir per Du zu sein und es also dabeibleibt. Nun hoffe ich, dass Du gesund und munter bist. Man hört und liest soviel von Grippe- und anderen Epidemien, dass man froh sein kann, wenn man nicht davon betroffen wird. Also wünsche ich Dir alles Gute und lasse auch Deine Lieben grüssen. Herzlich grüsst Dich Deine Senta.

PS: Du kannst mir Senty oder Senta sagen, was dir lieber ist, mir ist es gleich.»

Einige Tage später, am 11. März 1965, antwortete Käser mit Worten, die den Madiswiler Schmied besonders gut charakterisieren: Er begrüßte seine Freundin mit «*Liebe Senty*» und freute sich darüber, dass Senta Simon das Duzis gut aufgenommen hat.

«Ich hatte seit jenem Nachmittag in Langenthal ein furchtbar schlechtes Gewissen. Ich hatte einfach das Gefühl, ich habe Dich mit meinem Vorschlag betreffend des gegenseitigen lieben Du direkt überrumpelt und Du seiest vielleicht nur so anstandshalber darauf eingestiegen, obschon es Dir gar nicht so anständig war. Nun schreibst Du, das Duzismachen habe Dich sehr gefreut, und wir sollten diesen Anlass noch ein wenig feiern. Daraus ersehe ich, dass Du meinen Vorschlag richtig verstanden hast, und das freut mich ganz unsinnig. Du magst das ja auch ganz richtig verstehen. Schau, einen mir gleichgültigen Menschen, sogar einen Lumpen, kann ich per Sie anreden, ohne auch nur mit der Wimper zu zucken, aber duzen kann ich nicht jedermann, und wenn ich mir herausnehme, jemandem diesen Vorschlag zu machen, dann kommt es eben von Herzen, Pfister Rudolf und Bieri Walter habe ich jahrelang gesiezt, bis einmal Walter gefunden hat, wir seien eigentlich <donners Chüe>. Ganz gleich ist es mir gegangen mit Frau Neuhaus-Gfeller in der Grabenhalde, bis sie gefunden hat, es sei eigentlich ein Unding unter guten Freunden. Sie als die zehn Jahre Jüngere hat den ersten Schritt tun müssen, denn ich hatte es nicht gewagt. Das war es auch, das mich bewogen hat, Dir das Du zu offerieren. Gegenüber Hans hat mir das keine Sorgen gemacht, aber der Frau gegenüber ist das etwas ganz anderes, auch nach dieser jahrelangen, lieben Freundschaft. Und nun danke ich Dir herzlich für Dein liebes Verständnis. Du sollst es keinem Unwürdigen entgegen gebracht haben.

(...) Ich komme zurück auf unseren gemeinsamen Vortrag im Rahmen des hiesigen Ortsvereins. Du das war ja eine Kundgebung und die Leute hatten Freude, die noch wochenlang nachklingen wird. Deine feinen Sächelchen haben gefallen und das Problem <Mutter-Kind> hast Du ausgezeichnet gelöst. Mich reut nur, dass wir euch so haben gehen lassen. Das ist eben schwierig, wenn man eigentlich keine Haushaltung hat. Wenn Muetti noch lebte, wäre das wohl ganz anders verlaufen. Mein Abend im Sekundarschulverein Kleindietwil hat mich nicht befriedigt,

wie ich ja übrigens selten befriedigt bin von mir selber. Ich bin nun einmal nicht ein Mensch für die Öffentlichkeit. (...) Es freut mich, dass bei Euch gesundheitlich alles in Ordnung ist. Auch haben wir nichts zu klagen, denn der Winter ist ja eigentlich human vorbeigegangen. Und nun verbleibe ich mit herzlichen Grüßen an Dich und Deine Lieben Dein alter J. Käser.»

Die Gedanken zum Duzismachen sind typisch für Käser. Er möchte nur mit Menschen über das Du verkehren, zu denen er wirklich eine Beziehung hat, die ihm nicht gleichgültig sind. Für Käser waren nicht alle Menschen gleich gültig, wie es einer vorgibt, der mit allen einfach Duzis ist. Es gibt Menschen, die sind ihm gleichgültig, sie bedeuten ihm wenig. Diese will er bei einer Begegnung mit «Sie» ansprechen. Andere hingegen, zu denen er sich hingezogen fühlt, möchte er duzen, hat aber oft nicht den Mut es zu tun, weil er nicht weiss, wie es dem Gegenüber ergeht. Diese tiefgründigen Ueberlegungen verdienen es, auch heute in einer Gesellschaft, in der viele schon bei ersten Begegnungen zum Duzen neigen, bedacht zu werden. Unmittelbar nach Empfang dieses Duzisbriefes teilte Senta Simon Jakob Käser mit, ihr sei angekündigt worden, dass sie in den Bernischen Schriftsteller Verband aufgenommen werde. Käser reagierte mit grosser Freude (Brief vom 14.3.1965.) Offenbar hatte er ihr schon anlässlich der Beerdigung von Jakob Ammann angekündigt, dass es nun soweit sei – er habe es von Erwin Heimann²⁰ vernommen. Senta Simon hatte selber davon noch keine Kenntnis. Im gleichen Brief liess Jakob Senta auch wissen, dass ihn der Tod von Jakob Ammann sehr beschäftige und er sich Sorgen über die Zukunft des Hauses von Jakob mache. Schliesslich sei es die «*Geburtsstätte der Firma Ammann. (...) Das alte, grosse Bauernhaus sollte ganz unfehlbar erhalten bleiben.*»

Käser legte dem Brief sein neuestes Buch «Chilespycher» bei. Mit einer lieben Widmung. Darüber freute sich Senta sehr. Sie dankte Jakob dafür und zeigte sich fasziniert von der Erzählung: «*Wie mini beide erschte Buecher worde sy.*» Die darin geschilderte Freundschaft Käasers mit Josef Reinhart und Simon Gfeller erinnerte sie an ihrer beide Freundschaft: «*Du und ich, wir haben auch eine Freundschaft, welche schon lange Jahre dauert und das ist doch etwas Wohltuendes und Liebes.*» (24.3.1965)

Der Dorfplatz von Madiswil
zur Zeit Jakob Käfers.
Zeichnung: Carl Rechsteiner



Thema der Korrespondenz in der zweiten Jahreshälfte war auch ein Bericht im «Bund» über eine Vorlesung Käfers in der Bürgerbibliothek Burgdorf, veranstaltet von Sergius Golowin²¹. Der Artikel erwähnte Käser als einzigen Schriftsteller im Oberaargau. Das provozierte den schreibenden Roggwiler Gärtnermeister Paul Aeschlimann, der mit Käser deswegen eine Unterredung verlangte. Nach Aeschlimanns Ansicht seien da noch andere Dichter zu finden, neben ihm (Aeschlimann) unter anderem auch «ein neuer Lyriker in Niederbipp». Mit letzterem war Gerhard Meier²² gemeint. Zu Aeschlimanns Meinung meint Käser: «Die Liste hätte ich mir selber ergänzen können, aber da lasse ich nichts gelten als die Lyrikerin Senta Simon.» In der Tat. Senta war sehr produktiv. Neben einem illustrierten Katzenbuch hatte sie einen weiteren Gedichtband bei Schelbli drucken lassen («Troscht u Chraft»). Vor der definitiven Aufnahme in den BSV musste Senta Simon noch ein offizielles Bewerbungsschreiben an den Vereinsvorstand richten. Sie tat es und legte diese neuesten literari-

schen Produkte bei. Jakob Käser war zuversichtlich, dass es nun mit der Aufnahme definitiv sein werde, denn die beiden Bändchen wurden von einem anerkannten Verlag herausgegeben, was nach Käser eine Vorbedingung war. «*Dr. Schmid in Freiburg ist eben nie als das anerkannt worden, und das war sicher der Grund der Ablehnung.*»

Im November erhielt Senta Simon die mündliche Bestätigung ihrer Aufnahme in den Berner Schriftsteller Verband. Diese Mitteilung nahm auch Jakob Käser freudig auf, zugleich aber bedauerte er, dass er aus gesundheitlichen Gründen mit ihr an den künftigen Anlässen nicht mehr werde teilnehmen können. Am 27. Dezember 1965 hielt Jakob wieder einen persönlichen Brief von Senty in den Händen. Dieser berichtete von familiären Umbrüchen, vor allem von der Hochzeit der Tochter, welche am 30. Dezember 1965 stattfinden sollte. Jakob Käser dankte umgehend und zeigte sich vom dauernden Abschiednehmen von lieben Freunden sehr belastet. In diesem Prozess des Loslassens hat ihn die Mitteilung des Verlags Sauerländer besonders gefreut: Es habe noch kein Mundartbuch einen solchen Erfolg gehabt wie «Chilespycher». Innert weniger Monate seien über 1000 Stück abgesetzt worden.

Abschied

Die Briefe, die Käser zwischen 1965 und 1969 an Senta Simon schrieb, geben Aufschluss über seine letzten Lebensjahre. Er berichtete ihr über seine Gedanken am Lebensende und freute sich darüber, dass sie nun aktiv im BSV mitmachen durfte. Er selber wollte sich dort nicht mehr zeigen: «*Ich war ja immer ein Einzelgänger, und jetzt, ohne Dich, wäre es für mich unsagbar schwer, mich irgendwo anzuschliessen und in Zukunft immer schwerer geworden, noch einigermaßen in Kontakt zu bleiben. Balzli Ernst, Karl Uetz²³, Balmer Emil leben nicht mehr, und so bleibt fast einzig noch Heimann, mit dem ich freundschaftlich verkehre.*» (23.4.1967). In weiteren Briefen liess Käser Senta Simon an seinem langen Abschied teilnehmen. Vor allem zog er auch Bilanz über sein schriftstellerisches Wirken und war stolz, dass dieses auch von der Öffentlichkeit anerkannt worden war: «*1954 habe ich mit vier anderen Mitgliedern den Literaturpreis der Stadt Bern erhalten: Balzli Ernst mit Fr. 900.–, ich*



Grabmal von Jakob Käser, gezeichnet von Sohn Fritz und ausgeführt von Schmiedmeister Heinz Bracher. Das Kreuz steht neben der Kirche.

mit Fr. 750.–, René Gardi²⁴ mit Fr. 500.– und Dürrenmatt²⁵ mit Fr. 300.–. Der ist nun heute eine Kapazität und zwar eine internationale, aber ich kann mich nie für ihn begeistern. Man wird mir vielleicht sagen, das sei zu hoch für meinen Horizont.» (23.4.1967) Stolz war Käser auch auf das Ehrenbürgerrecht, das ihm an seinem 84. Geburtstag die Gemeinde Madiswil verlieh (6.1.1968). Er hätte bei der Feier Senta Simon gerne dabeigehabt, doch der Gemeinderat wünschte bloss eine bescheidene Feier in den Kreisen der Verwandten und der Dorfehrbarkeit. Den letzten Brief aus der Dorfschmitte erhielt Senta Simon auf Ostern 1969. Es ist ein schöner Frühlingstag und Käser nimmt noch einmal regen Anteil am Familienleben von Simons. Er macht sich Sorgen um die Position von Hans Simon nach der Liquidation der Schuhfabrik Hug in Herzogenbuchsee. Weiter erkundigt er sich über das Geschehen im Bernischen Schriftsteller Verband und äussert sich über die Gegenwartslyrik der Berner Mundartschriftsteller. Texte wie diejenigen von Ernst Eggimann²⁶ oder von Kurt Marti²⁷ kann und will er nicht mehr verstehen. Er erwähnt einen Artikel im «Nebelspalter», welcher die Lyrik von Eggimann und Marti derjenigen von Balzli, Käser und Zulliger gegenübergestellt hat. «Ja Senty, da können wir zusammenpacken mit unseren Gedichten. Heute darf sich in einem Gedicht überhaupt nichts mehr reimen, sonst wird es zum vornherein als Kitsch betrachtet. Da mache ich nun einmal nicht mehr mit.» (3.4.1969)

Käser musste es auch nicht mehr. In den ersten Junitagen 1969 ist er in Madiswil gestorben und Senta Simon schrieb ihm einen letzten Brief:

«Lieber Jakob,
ich halte Deinen letzten Brief in den Händen, Du schriebst ihn im April dieses Jahres: <Heute ist erstmals so ein richtiger Frühlingstag und um Euer liebes Heim herum hustägelet es sicher auch. Ob die Schildkröten wohl schon munter sind?> (...) Und ich sehe Dich auf unser Haus zukommen, damals als Du noch reiselustig warst, mit Deinem Dir im Tode vorangegangenen Freund Jakob Ammann. War es nicht auch ein Frühlingstag? Wer winkt mir dort auf der Strasse? Schon winke ich freudig überrascht zurück und laufe zum Gartentor. – Immer wusstest Du zu erzählen, kurzweilig, interessant und so sind auch Deine Briefe. Wenn es in der letzten Zeit wegen Deines mitgenommenen Gehörs oft schwierig



Umschlag «Chilespycher». Zeichnung: Carl Rechsteiner

war ein Gespräch mit Dir zu führen, schriftlich stand dem nichts im Wege. Vom vergangenen November lese ich: <Bei uns geht es noch ordentlich, wie es so etwa gehen kann bei alten Leuten. Bis jetzt habe ich mich noch immer ziemlich jung gefühlt, aber nun geht es einfach äneabe mit mir. Ich trauere aber dem nicht nach. Ich habe schwere Zeiten gehabt in meinem Leben, aber auch viel Sonnenschein, und dafür bin ich so recht von Herzen dankbar.>

<Ds allerschönste uf der Wält
Isch nid Rychtum, isch nid ds Gäld.
Ds Schönschten isch, wenn i dr Not
Eim ds Härz entgägeschlot.>

Das lese ich auf einer gedruckten Spruchkarte von Dir, auf welcher Du Deinen Dank für einen Feriengruss weitergibst: <Ich habe Euch beneidet um das Baden im See, denn ich war früher eine Baderaz No.1. Ich war im Frühling immer der Erste und im Herbst der Letzte in der Langeten. Auf der Walz habe ich einmal innert 8 Tagen in 5 Seen gebadet, im Thuner, im Brienzer, im Zuger, im Vierwaldstätter und zuletzt noch im Zürichsee. Damals war man eben noch jung.> Ja, Du bist jung geblieben in Deinem Herzen, lieber Jakob, obschon es da immer wieder heisst: <Dein alter J. Käser>. Ich sehe Deine frohen Augen und höre Deine Stimme, du trittst etwas gebückt auf die blumengeschmückte Laube vom Dorfschmittli und winkst abschiednehmend: <Das het mi de hingäge scho gfreut!> Ich will Dir zurückwinken, traurig sinkt meine Hand herab, die Laube ist leer, Dein Stübchen, Dein Stuhl, der Raum, wo Du Deine Bücher schriebst, in welchen Du weiterlebst.»

Quellenangaben

¹ Senta Simon-Mathys, geboren 1911 in Bleienbach, gestorben 2011 in Herzogenbuchsee. Zu ihrer Biografie verweise ich auf: «Senta Simon. Oberaargauer Dichterin». Kulturbuchverlag Herausgeber, Riedtwil, 2013. ² Jakob Käser, geboren 1884 in Madiswil, gestorben 1969 in Madiswil. Zu seiner Biografie verweise ich auf: Karl Stettler, Jakob Käser, in Jahrbuch 1969; Simon Kuert: Jakob Käser, in: Meitlistreik und Chachugschirr, Merkur Verlag, Langenthal, 2007, 9–30. ³ Rosette Käser-Steffen, geboren in Madiswil,

gestorben 1928 in Madiswil. Mutter von Jakob Käser. Käser wuchs nach dem frühen Tod des Vaters Johann Jakob im Elternhaus der Mutter bei seinem Onkel, Jakob Steffen, Drogist im Haus bei der Kirche Madiswil, auf. ⁴ Gemeint ist Rosa Käser-Scheidegger, die Frau von Jakob Käser. Geboren 1885 im Ghürn bei Madiswil, gestorben 1935 in Madiswil. ⁵ Otto von Greyerz, geboren 1863 in Bern, gestorben 1940 in Bern. Nach dem Literaturstudium in Göttingen und Berlin Gymnasiallehrer in Bern. Später an der Lehramtsschule in Bern. Ordentlicher Professor für Methodik des Deutschunterrichts. Mit dem «Röseligarte» (1908) Berner Wortführer der Mundartdichtung. ⁶ Simon Gfeller, geboren 1868 in Trachselwald, gestorben 1943 in Lützelfüh. Nach dem Lehrerseminar Lehrer in Grünenmatt und auf der Egg. Mundartdichter. Romane und Erzählungen. Dramen für das Heimatschutz-Theater. Briefwechsel mit Otto von Greyerz. 1934 Dr. h. c. der Universität Bern. ⁷ Josef Reinhart, geboren 1875 in Galmis, gestorben 1957 in Solothurn. Nach dem Lehrerseminar in Solothurn Lehrer in Niedererlinsbach und an der Bezirksschule Schönenwerd. Später Studium der Germanistik und Geschichte und Deutschlehrer am Lehrerseminar Solothurn. Solothurner Mundartdichter. 1936 Dr. h. c. Uni Bern, 1952 Preis der Schweiz. Schillerstiftung. ⁸ Gotthold Otto Schmid, geboren 1905 in Freiburg, gestorben 1958 in Freiburg. Studierte nach der Matur Philosophie. Arbeitete als Gymnasiallehrer. Schrieb eine Kulturgeschichte der Stadt Freiburg. Gründer der Zeitschrift Schwyzerlüt. ⁹ Rudolf von Tavel, geboren 1866 in Bern, gestorben 1934 im Zug zwischen Chexbres und Bern, Studium der Jurisprudenz, Promotion in Heidelberg, Redaktor beim Berner Tagblatt, Konservativer Berner Stadtrat, Synodalarat. Herausgeber der Familienzeitschrift Die Garbe, ab 1920 freier Schriftsteller. Behandelte in seinen Geschichten und Romanen vor allem die Städter und, im Gegensatz zu seinen Zeitgenossen Gfeller und Reinhart, die ländliche Welt mit einer gewissen Herablassung. ¹⁰ Emil Balmer, geboren 1890 in Laupen, gestorben 1966 in Bern. Nach einer Handelsschule arbeitete Balmer auf der Postverwaltung, dann im Bundesarchiv. Ab 1920 Schriftsteller. Berndeutsche Erzählungen. 1941 und 1960 Literaturpreise der Stadt Bern. 1948 Preis der Schweizerischen Schillerstiftung. ¹¹ Ernst Balzli, geboren 1902 in Bolligen, gestorben 1959 in Bolligen. Nach der Lehrerausbildung Lehrer in Grafenried. 1946–1954 Mitarbeiter bei Radio Bern. Bearbeitete Gotthelf für Hörspiele. Neben Jugendbüchern schrieb er zahlreiche Berner Geschichten. Auch Theaterstücke für Liebhaber Bühnen. ¹² Hans Rhyn, geboren 1888 in Langenthal, nach dem Studium von Deutsch, Englisch und Geschichte Lehrer am städtischen Gymnasium. Lyrik und Balladen. Aber auch Erzählungen. Engagement für «Gute Schriften» Bern. ¹³ Walter Läderach, geboren 1891 in Wabern, gestorben 1957 in Hasle Rüegsau. Dr. phil. Gymnasiallehrer. Heimatkundler. Herausgeber und Verfasser der «Berner Heimatblätter». ¹⁴ Hans Müller, geboren 1893, gestorben 1971. Bauingenieur. Bauunternehmer in Aarberg. 1947–1963 freisinniger Nationalrat. Ehrenbürger von Aarberg, Ligerz und Brig. Oberst. Selber schriftstellerische Aktivitäten. Förderer des BSV. ¹⁵ Paul Eggenberg, geboren 1918 in Heiligenschwendi, gestorben 2004 in Bern. Lehrerseminar Muristalden. Konfessionslos. Lehrer in Heimisbach, Heiligenschwendi und Bern. Wechsel in die Wirtschaft, Direktor ACS und Direktor der Schilthornbahn. Verfasser zahlreicher Jugendbücher und Sachbüchern. Langjähriger Präsident des BSV: 1955–1962. 1973–1981. ¹⁶ Beat Jäggi, geboren 1915 in Fülenbach, gestorben 1989 in Bern. Jäggi war Solothurner Mundartdichter, Journalist und Sekretär der Freisinnig Demokratischen Partei des Kantons Solothurn. Später auch

Aussendienstmitarbeiter des Schweiz. Serum- und Impfinstituts in Bern. Redaktor von «Schwyzerlüt». ¹⁷ Jacques M. Bächtold, geboren 1887 in Genf, gestorben 1984 in Niederweningen. Seminarlehrer in Kreuzlingen. Professor für Didaktik am Oberlehrerseminar Zürich. Spezialist für Schweizerische Mundartliteratur. Rezensent von Schweizer Mundartliteratur in der Zeitschrift des Heimatschutzes. ¹⁸ Walter Bieri, geboren 1893 in Kirchlindach, gestorben 1981 in Langenthal. Nach der Matura Agronomiestudium an der ETH. Anschliessend ab 1923 Landwirtschaftslehrer am Waldhof Langenthal, bis 1960. Seine Freude an sprachlicher Formulierung und Ausdruck führte ihn zur Publikation zahlreicher Heimatkundlicher Bücher und auch zu Mundartgeschichten, wie «Heiteri Gschichtli vom Hübeli Chläis». ¹⁹ Jakob Ammann, geboren 1883 in Madiswil, gestorben 1964 in Madiswil. Jakob war der Sohn des Gründers der Firma Ammann, Jakob Ammann, 1842–1923. Er lernte auch das Mechanikerhandwerk, konnte aber den Betrieb des Vaters wegen Kurzsichtigkeit nicht übernehmen. Er wurde zu einem leidenschaftlichen Sammler von Altertümern. Er blieb als einziger Erbe ledig. Den Betrieb des Vaters übernahm 1886 der Bruder des Vaters, Ulrich Ammann-Dennler (1861–1943), und verlegte ihn nach Langenthal. ²⁰ Erwin Heimann, geboren 1909 in Bern, gestorben 1991 in der Heiligenschwendi. Verheiratet mit der Kinderbuchautorin Gertrud Heizmann. Verfasser von Romanen, Erzählungen und Hörspielen. Verschiedene Literaturpreise. ²¹ Sergius Golowin, geboren 1930 in Prag, gestorben 2006 in Bern. Golowin kam 1933 mit seiner Familie nach Bern wo er sich zum Bibliothekar ausbilden liess. 1967–1968 Bibliothekar und Archivar der Stadt Burgdorf. LdU-Grossrat. Publiizierte Sachbücher in den Bereichen Magie und Hexen. 1974 Preis der Schweizerischen Schillerstiftung. ²² Gerhard Meier, geboren 1917 in Niederbipp, gestorben 2008 in Langenthal. Ausgebildet als Techniker, arbeitete er in der Lampenfabrik Niederbipp. Begann als Autodidakt zu schreiben. Gefördert durch Peter Handke. Verfasste Gedichte Romane und Kurzprosa. Meier führte ein zurückgezogenes Leben. Wurde zum «bekanntesten Unbekannten» der Deutschen Literatur. Zahlreiche Preise, u. a. 1991 Herrmann-Hesse-Preis, 1992 Solothurner Kunstpreis, 1994 Gottfried-Keller-Preis, 1999 Heinrich-Böll-Preis. ²³ Karl Uetz, geboren 1902 in Hägendorf, gestorben 1965 in Oberthal. Nach dem Lehrerseminar in Hofwil von 1923–1946 Lehrer in Fankhaus. Verfasste berndeutsche Geschichten in die er viel Autobiografisches verarbeitete. ²⁴ René Gardi, geboren 1909 in Bern, gestorben 2000 in Bern. René Gardi arbeitete nach dem Studium von Mathematik, Physik und Zoologie vor allem als Reiseschriftsteller und Fotograf, aber auch als Jugendschriftsteller. ²⁵ Friedrich Dürrenmatt, geboren 1921 in Konolfingen, gestorben 1990 in Neuenburg. Nach der Matur in Bern bald freier Schriftsteller und Maler. Er entwickelte sich mit seinen Romanen zu einem der bedeutendsten Schriftsteller der Schweiz. Er erhielt für sein Werk viele Auszeichnungen, die erste gemeinsam mit Käser 1954. ²⁶ Ernst Eggimann, geboren 1936 in Bern, gestorben 2015 in Arles. Nach der Matura Sekundarlehrerstudium, dann Sekundarlehrer in Langnau. Bekannt wurde Eggimann mit seinen lautmalerischen, lakonischen Gedichten in Berner Mundart. ²⁷ Kurt Marti, geboren 1921 in Bern, gestorben 2017 in Bern. Nach dem Theologiestudium Pfarrer in Niederlenz und an der Heiliggeistkirche in Bern, bis 1983. Ehrendoktor. Seit 1983 tätig als Schriftsteller. Zahlreiche Aufsätze, Aphorismen, Gedichte.

2020 ist in Madiswil wieder ein Linksmähderjahr

Jürg Rettenmund

Alle zehn Jahre muss die Spielgemeinde Madiswil das Stück von Heinz Künzi über den Linksmähder aufführen, damit die Rechte daran bei ihr bleiben. Nächstes Jahr ist es wieder so weit. Selbst Dorf- und Verseschmied Jakob Käser kam nicht um den lokalen Sagenstoff herum. Er goss diesen nicht nur eine Ballade. Wie die Fotografie auf der gegenüberliegenden Seite belegt, trat er in der Aufführung von 1912 sogar auf. Die Schauspieler sind zwar in der Legende nicht in der Reihenfolge aufgeführt, in der sie im Gruppenbild stehen. Eingeweihte erkennen Käser jedoch sitzend unten ganz links.

1912 wurde der Linksmähder erstmals in der Fassung von Pfarrer Fritz Mayü aufgeführt (unter den Plakaten auf den folgenden Doppelseiten die Nummer 2). Das erste Theaterstück hatte Drogist Jakob Steffen verfasst. Eine Sammlung von Plakaten und Handzetteln im Dorfzentrum, die Max Ammann zusammengetragen hat, lässt die ganze Tradition wieder aufleben, beginnend im Jahr 1882 (Plakat1). Mayüs Fassung wurde 1922 (3) und 1932 erneut aufgeführt. Dann schrieb Heinz Künzi die heutige Fassung, die 1946 ihre Premiere erlebte (4). Dieses Stück wurde bis heute sechsmal auf die Bühne gebracht: 1956 (5), 1966, 1975 (6), 1983 (7), 1992 (8), 2000 (9) und 2010 (10).

2020 kommt der Linksmähder also zum zwölften Mal auf die Bühne, zum neunten Mal in der aktuellen Fassung von Heinz Künzi (11). Damit wird fortgesetzt, was Jakob Käser in seiner Ballade schrieb:

Die Volkssag isch alt u doch gäng wider nöi.
Jahrhundert verstryche. Mir blybe re tröi.
Mir ehre ds Vreny im Wort und im Spiil
U sy Linggmähder im Dorf Madiswil.

Auch Jakob Käser, unterste Reihe ganz links, wirkte bei der Aufführung 1912 mit.





Happy-Sad-Capriccios

Sebastian Guhr

In Zusammenarbeit mit der Lydia-Eymann-Stiftung erhalten die Jahrbuchlesenden auch dieses Jahr Einblick in das Schaffen der LE-Stipendiaten. Für das Jahr 2018/19 erhielt der 1983 in Berlin geborene Sebastian Guhr das begehrte Stipendium. Er studierte Philosophie und Germanistik, veröffentlichte mehrere Romane und erhielt für sein Werk bereits namhafte Auszeichnungen.

Guhrs Texte zeugen von seiner unerschöpflichen Fantasie und von erzählerischem Reichtum. Er erkundet Beziehungen zwischen Menschen über aussagestarke Dialoge. Die in diesem Jahrbuch abgedruckten Kurzgeschichten stammen aus seinem noch unveröffentlichten Manuskript «Happy-Sad-Capriccios», welches im Rahmen seines Stipendienaufenthalts in Langenthal entstanden ist.



Berlin 1900

Als nichts mehr ging, als das Automobil mitten auf dem Potsdamer Platz stehen blieb und die Kutscher in den Pferdewagen schimpften, machte Franz ihr einen Heiratsantrag. Er stotterte und drückte aus Versehen, als er sich zu ihr lehnte, die Hupe, und sprach auf Anni ein, als wäre es etwas Unanständiges, dass jemand wie er jemanden wie sie so etwas fragte. Sie hatte damit gerechnet, sich die Begleitumstände aber anders vorgestellt. Er sollte endlich zu reden aufhören, damit sie ihm die Antwort geben konnte. Seit einem halben Jahr gingen sie nun schon miteinander, hatten zusammen das Kirschblütenfest in Werder und das Pferderennen im Hoppegarten besucht, und langsam war es Zeit geworden, fand Anni. Sie waren kurz davor, gute Freunde zu werden. Die Nachbarn in Annis Strasse tuschelten schon.

An diesem Tag war sie aufgereggt gewesen, weil sie noch nie in einem Automobil gefahren war und weil Franz sie zu einer Spritztour durch

Berlin mitnehmen wollte. Sie war früh aufgestanden und hatte, obwohl es ihr freier Tag war, den Rahm aus der Milchkanne geschöpft und das Frühstück für die Herrschaft zubereitet, und sich währenddessen vorgestellt, wie die Menschen in der Stadt sich nach dem schönen Paar im Automobil umdrehen würden. In ihrer Strasse konnte sich niemand ein Automobil leisten, nicht einmal der Professor, bei dem sie arbeitete. Was der wohl dachte? Wie jedes Dienstmädchen musste sie auf ihren Ruf achten; ob heilig oder verrucht, ob Perle oder Prostituierte – darüber entschieden die anderen. Und mit einem schlechten Ruf eine neue Stelle zu finden, war aussichtslos. Deshalb bat sie Franz, sie ein paar Häuserblocks entfernt einzusammeln. Er war so nervös, dass das Automobil einen Hopser machte, als sie einstieg. Er hatte es von seinem Vater geliehen und konnte noch gar nicht richtig damit fahren, und plötzlich, mitten auf dem Potsdamer Platz, ging der Motor aus und liess sich nicht wieder starten.

Die Leute drehten sich tatsächlich zu ihnen um. Aber nicht so, wie Anni es sich vorgestellt hatte. Wäre auch zu schön gewesen, dachte sie. Die Zeitungsjungen lachten, die Flaneure staunten, und ein Fotograf von der Vossischen Zeitung hielt das Durcheinander für die Leser von morgen fest. Das Foto schnitt Anni später aus der Zeitung aus, und ihre Enkel liessen es rahmen. Den Rahmen versahen sie mit einer Gravur: Oma und Opa, Berlin 1900.



Der Skilift

Zwei Monate befand ich mich schon in Täsch, einem Dorf in den Alpen, in das mich ein Schriftstellerstipendium gebracht hatte, und mir war es immer noch nicht gelungen, mit den Dorfbewohnern in Kontakt zu treten. Ich bemerkte eine Fahrigkeit in meinem Denken, zweifellos infolge der Isolation, als ob mir langsam die Sprache entglitte. Ich verstand den gurgelnden Dialekt der Dorfbewohner nicht, und wenn ich sie auf Hochdeutsch ansprach, verschlossen sie sich vor mir.

Also beschloss ich, ihren Dialekt zu lernen. Ich kaufte Mundartromane und hörte die traditionelle Musik der Region. Ich transkribierte das Ge-

hörte in Lautschrift und sprach es auf langen Wanderungen mit mir selbst. Aber als ich das Gelernte – einen Satz über den Schnee und die Unberechenbarkeit der Berge – im kleinen Lebensmittelladen des Dorfes anwendete, runzelte die Verkäuferin die Stirn und schüttelte nur den Kopf. Bei anderen Versuchen, in der Kneipe und an der Tankstelle, waren die Reaktionen ähnlich.

Ich hätte wohl auch meinen Aufenthalt längst abgebrochen, wenn ich im Skilift oberhalb des Dorfes nicht meine Rettung gesehen hätte. Genauer gesagt war es eine Seilbahn mit jeweils zwei Sesseln, was bedeutete, dass mir während der fünfminütigen Fahrt zugehört werden musste. Ich lieh mir Skier aus, aber natürlich war das Skifahren die Piste hinab nur ein Vorwand, um mit dem Lift hinaufzufahren. Ich wartete an der Talstation, bis sich jemand auf einen der beiden Sessel setzte und sprang dann im letzten Moment auf den anderen. Ich klappte den Bügel runter und begann zu reden.

Es war eine Frau, die zunächst nur freundlich nickte. Später blickte sie ängstlich hinter sich. Um sie zu beruhigen, klopfte ich ihr mit einer Hand auf den Unterarm, da sagte sie auf Hochdeutsch: «Fassen Sie mich nicht an!»

«Danke! Endlich!» Ich schnaufte erleichtert. «Ich dachte schon, mit mir stimmt was nicht. Ich möchte einfach nur Menschen kennenlernen.»

Sie schien ihre Angst zu verlieren und fand zu der typisch schweizerischen Freundlichkeit, die ich in Zürich oder Basel erlebt hatte und die man wohl am besten als «reservierte Offenheit» bezeichnen kann. «Wen wollen Sie kennenlernen?»

«Menschen allgemein. Ich bin Schriftsteller. Ich glaube, ich werde einen Roman über Beziehungslosigkeit schreiben.»

«Sie suchen Beziehungen, um über Beziehungslosigkeit zu schreiben?»

«Um zu überleben», lachte ich und spürte meinen Mundwinkel zucken. Ich erzählte der Frau, die ein wenig jünger war als ich, von meinem einsamen Leben im Dorf und wie ich den Skilift nutzte, um diese Einsamkeit, die einen nicht nur körperlich, sondern auch psychisch verwahrlosen lasse, zu überwinden. Sie blickte ernst und nickte. «Wenn Sie Hilfe brauchen, es gibt einen psychologischen Notdienst in Bern, aber das ist zwei Stunden entfernt.»

«Nein, also ich bin nicht verrückt. So habe ich das nicht gemeint.» Ich sprach schnell – wofür ich mich bei der Frau entschuldigte. Ausserdem entschuldigte ich mich dafür, ihre Ausweglosigkeit hier auf dem Skilift derart auszunutzen. «Die Fahrt ist sowieso zu kurz, um einen Menschen besser kennenzulernen.» Die Frau nickte auf diese gutmütige schweizerische Art, der wir das Rote Kreuz und die Reformpsychiatrie eines Christian Müller verdanken, und sprang, da wir oben ankamen, aus dem Sessel.

Ich fand es schade, dass unser Gespräch etwas einseitig verlaufen war und nahm mir vor, bei der nächsten Auffahrt rücksichtsvoller vorzugehen. Da stellte sich mir der Liftwart in den Weg und bezichtigte mich der Belästigung. Die Frau stand ein paar Meter hinter ihm und wurde von anderen Touristen getröstet. Ich rief ihr zu, dass sie mich falsch verstanden hätte. Der Liftwart hielt mich an beiden Schultern fest, als ob ich eine Gefahr für die Frau darstellte, was mich wirklich ärgerte. Ich stiess ihn fort und fuhr wütend auf den Skiern bergab.

Unten warteten zwei Polizisten auf mich. Sie brachten mich aufs Revier. Ich schämte mich und fuhr noch am selben Tag nach Deutschland zurück. Meinen Roman konnte ich bis heute nicht schreiben – irgendeine psychische Blockade.

Textauswahl:

Catherine Hari (LE-Stiftung)

Andreas Greub (Jahrbuch-Redaktion)

Wohnen im Park – früher und heute

Barbara Frutiger

Die Villa Geiser stand früher inmitten einer weitläufigen Parkanlage. Heute ist die sorgfältig restaurierte Villa Mittelpunkt einer grossen Überbauung.

Noch um 1900 waren die Bleiche- und die Rumimatte in Langenthals Süden zwischen dem Flössli «Langete» und der Mittelstrasse nahezu unbebaut. Die Matten wurden lange Zeit von den Bleichern der nahegelegenen «Farb» genutzt, um hier die Leintücher zur Bleiche auszulegen. Der industrielle Aufschwung und ein enormes Bevölkerungswachstum führten bis zum Ersten Weltkrieg zu einem hohen Bedarf an neuem Wohnraum. Daher entstanden am neu angelegten Rumiweg einerseits ein weitläufiges Wohnquartier, andererseits drei Villen in grossartigen, durch die sich windende Langete begrenzten Parkanlagen: die Villen «Rumimatte», Böhlen und Geiser.

Max Geiser, 1885–1942.



Max Geiser und die Eisenwarenhandlung Geiser & Co.

Bauherr der 1925 errichteten Villa Geiser war Friedrich Gottlieb Max Geiser, seit 1916 Mitinhaber der Eisenhandlung Geiser & Co. in der Marktgasse (später Geco Langenthal AG). Sein Grossvater, Oberst Friedrich Geiser, war seit 1822 Besitzer des Gasthofs Kreuz an der Marktgasse und erwarb 1847 eine der drei damals bestehenden Langenthaler Eisenwarenhandlungen. Ab 1855 etablierte sich der Betrieb mit der Übernahme eines weiteren «Eisenladens» in unmittelbarer Nähe des Gasthofs Kreuz an der Marktgasse.

Unter Paul Geiser, Max' Onkel, baute die Geiser & Co. um 1890 ihren Kundenstamm aus und belieferte nun neben Handwerkern auch andere Eisenwarenhändler. Das Sortiment umfasste Eisenwaren und Werkzeuge, aber auch Eisen, Stahl und Bleche sowie Kohle. Um die Jahrhundertwende



Die Villa Geiser (vorne rechts) und das Wohnquartier am Rumiweg, Luftaufnahme von 1980.
ETH-Bibliothek Zürich, Bildarchiv, Swissair Photo AG

hatte der aufstrebende Betrieb 24 Angestellte, 1907 waren es bereits 40. Als Folge der betrieblichen Vergrösserung wurden in dieser Zeit verschiedene Bauprojekte umgesetzt. Im Bereich Wiesenstrasse-Schulhausstrasse (damals Kreuzgasse-Hübeligasse) errichtete man ein grosses Magazin, das 1907 bereits erweitert und später mit einem Reservelager an der Schulhausstrasse ergänzt wurde. Die Geiser & Co. stieg nun zusätzlich zum Detailhandel in den Grosshandel ein und übernahm die Generalvertretung der schwedischen Werke Sandviken, Husqvarna und Wetterlin, später kamen Berg und Oeberg dazu. Auf Initiative von Max Geiser wurden 1916–1918, noch während des Krieges, nach den Plänen von Hector Egger der Verkaufsladen und die Schaufensterfront an der Marktgasse neu gestaltet.

Bauprojekte in schwierigen Zeiten

Ab den 1920er Jahren leiteten Paul Geiser, sein ältester Sohn Erwin und Max Geiser die Geiser & Co. zu dritt. Auch Erwins Bruder Willy Geiser stieg in die Firma ein. Viel Arbeit steckte man in den Ausbau des Katalogs, der sich dadurch als allgemeines Lexikon und Preisbuch der Schweizer Eisenhändler etablierte. Ein dringliches Thema blieb stets die Baufrage. Für eine weitere Magazinenerweiterung standen zwei Projekte zur Diskussion. Zum einen ein Neubau auf eigenem Baugrund in Bahnhofsnähe, zum anderen die Aufgabe der Geiser-Liegenschaft mit Stall, Scheune, Garten und Hofstatt zwischen den bestehenden Magazinen und dem Verkaufsladen. Ein Bauentscheid blieb aber vorerst aus.

Nach dem Rücktritt von Paul Geiser 1935 hatte die Firma eine schwierige Phase zu überstehen. Erwin Geiser starb 1937 an einer schweren Krankheit, kurz darauf erlitt Max Geiser einen Schlaganfall. Trotzdem setzte er sich bis zu seinem Tod 1942 weiterhin für den Betrieb und insbesondere für die Umsetzung der Bauprojekte ein. Nach den Bauplänen von Hector Egger entstanden 1941/42 sowohl das Eisen- und Kohlenlager mit Gleisanschluss beim Bahnhof wie auch die neuen Geschäftshäuser und Eisenmagazine an der Schulhausstrasse. Wegen des Krieges wurden die Bauarbeiten unterbrochen, und die Rationierung des Baumaterials hatte



Oben links: Eisenbiegerei Schorenfeld, Kohlen- und Betoneisenlager der Geiser & Co. an der Eisenbahnstrasse.

Oben rechts: Kohlen- und Eisenmagazin und Engroslager mit Liftsäulen an der Wiesenstrasse/Schulhausstrasse. Erhalten blieb einzig das erste Magazin von ca. 1900 (ganz links)

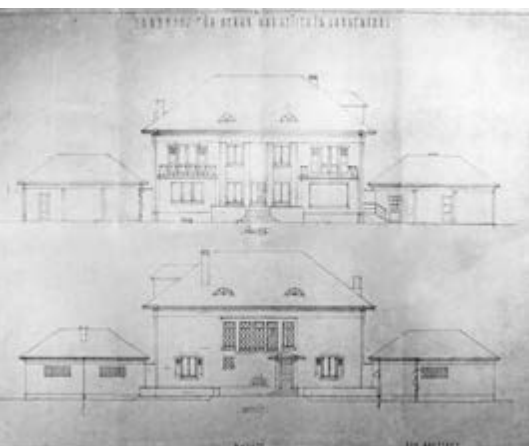
Unten: Kartoffelkörbe im Engroslager und «Eisenladen» an der Marktgasse.

Ansichten aus der Jubiläumsschrift «100 Jahre Geiser & Co» von 1947.



Bertha Geiser-Egger, 1896–1987.
Foto: zvg

«Landhaus für Herrn Max Geiser in Langenthal», Aufriss der Süd- und Hofseite, Architekt Max Egger.
Bild: Staatsarchiv des Kantons Bern



Planänderungen zur Folge. Nach dem Krieg stand der Betrieb – nicht zuletzt dank der umsichtig geplanten Neubauten – unter der Leitung von Willy Geiser wieder auf einem soliden Boden.

Ein Landhaus an ruhiger Lage

Max Geisers Engagement für Baufragen beschränkte sich nicht auf die Firmenbauten. 1920 heiratete er Bertha Egger, eine Cousine zweiten Grades von Hector Egger. Das junge Paar wohnte zunächst im «Löwenstock» am oberen Ende der Marktgasse. Der Stock war durch die Heirat von Max Geisers Vater, Friedrich Gottlieb, mit Hermine Geiser, der Tochter des verstorbenen Löwenwirts Johann Jakob Geiser, in den Besitz der «Eisengeiser» gekommen. Mit dem Aufkommen der ersten Automobile wurde es dem Paar im Dorf bald zu lärmig. Auf der Suche nach einem ruhigeren Wohnsitz wurde Max Geiser in der zentrumsnahen Rumimatte fündig.

Architekt Max Egger, ein Cousin von Bertha und späterer Stadtbaumeister von Bern, entwarf einen grosszügig konzipierten, rot gefassten Putzbau im Stil eines Landhauses. Die kontrastierenden, kräftigen Kunststeingliederungen erstrecken sich an der Hauptfassade über beide Geschosse. Zwei nordseitig vorgelagerte Pavillons dienten als Garage und Waschhaus, sie umrahmen den halbrund abgeschlossenen asphaltierten Hof, in den die Zufahrtsallee mündet. Als begeisterter Jäger liess Max Geiser im Waschhaus eine grosse Kühlanlage installieren.

Bei der Gestaltung der Villa legte man Wert auf Details. Davon zeugen das qualitätsvolle Interieur der Gesellschaftsräume oder die Wahl eines eingefärbten Putzes, der häufiges Nachstreichen überflüssig machen sollte. Hector Egger, der bekannte Langenthaler Architekt, entwickelte die patentierte Kurbelmechanik zum Öffnen der Fensterläden von innen. Aus seinem Büro stammen auch spätere Erweiterungen wie das Gewächshaus mit Spalierwand in der grossen Gartenanlage und der Luftschuttkeller, der ein halbes Jahr vor Kriegsausbruch 1939 fertiggestellt wurde.



Villa Geiser um 1950.
Foto: Hans Zaugg, Langenthal



Links: Esszimmer und Wohnzimmer mit Cheminée.
Mitte: Eingangshalle; rechts: Zufahrtsallee.
Fotos: Hans Zaugg, Langenthal

Verkauf und ungewisse Zukunft

Nach dem frühen Tod ihres Mannes lebte Bertha Geiser bis ins hohe Alter allein in der Villa. 1988 kam das Gebäude in den Besitz ihres Sohnes, der es mitsamt dem zugehörigen Bauland verkaufte. 1995 entschied das Langenthaler Stimmvolk knapp, dass die drei Villen in der Rumimatte nicht abgebrochen werden dürfen. Hingegen wurde die Bebauung des Parks an bester Wohnlage mit der Überbauungsordnung «Obere Matte» beschlossen. In einer ersten Bauphase entstand ab 2004 im südlichen und östlichen Bereich des Parks eine erste Überbauung. Die Auflage einer öffentlichen Nutzung des Erdgeschosses der Villa Geiser machte man 2009 wieder rückgängig. Der Bau war mittlerweile in schlechtem Zustand, seine zukünftige Nutzung unklar.

Wohnen mit und in der Villa

Mit dem Verkauf des Grundstücks West und der Villa Geiser an eine Langenthaler Investorfirma nahm die Geschichte 2012 eine glückliche Wendung. Neben dem Neubau von 36 Eigentumswohnungen plante die neue Eigentümerin auch die Sicherung, Instandstellung und Restaurierung der Villa mit dem Ziel, die grosszügigen Räume wieder für gehobenes Wohnen nutzbar zu machen.

Die Struktur des Hauses mit dem zentralen Treppenhaus, grossen Gesellschaftsräumen im Erdgeschoss und Schlafräumen im Obergeschoss blieb samt dem weitgehend originalen, wertvollen Interieur erhalten. Eine grössere Veränderung erfuhr einzig die Küche im Erdgeschoss. Sie wurde um das ehemalige Nähzimmer und den Wintergarten zu einem geräumigen Wohn-Ess-Bereich erweitert. Im Obergeschoss blieben Linoleum- und Tapetenoberflächen erhalten. Die Renovierung eines Teils der Linoleumböden soll in einem nächsten Schritt erfolgen, die Tapeten wurden hinter neu angebrachten Oberflächen gesichert.

Die Villa Geiser hat zwar ihren grosszügigen Aussenraum weitgehend verloren. Die Zufahrt erfolgt neu durch die Tiefgarage der Neubauten. Die Nahumgebung und damit ein Teil der Privatsphäre rund um das Gebäude blieb jedoch erhalten und wurde in Anlehnung an die ursprüngliche Gestaltung instandgesetzt. Durch die Restaurierung hat die Villa ihre Würde zurückerhalten, sie ist ein Blickpunkt im Kreis der sie umgebenden Überbauung. Die Vorzüge des «Wohnen im Park» geniessen heute aber vorab die Bewohnerinnen und Bewohner der Neubauten. Das Konzept der Überbauung «Blumenau», welches die ursprüngliche Parklandschaft der Villa in die Gestaltung des Aussenraums aufnimmt, nutzt diese Qualität auf geschickte Weise.

Seite 17

Aufnahmen 2019, nach der Restaurierung. Das wertvolle Interieur blieb samt den weitgehend originalen Oberflächen der Fussböden und Wände weitgehend erhalten. Der Grünton des Treppenhauses entspricht der ursprünglichen Farbwahl von 1925.

Oben links: Eine grössere Veränderung erfuhr einzig die Küche im Erdgeschoss. Sie wurde um das ehemalige Nähzimmer und den Wintergarten zu einem geräumigen Wohn-Ess-Bereich erweitert.

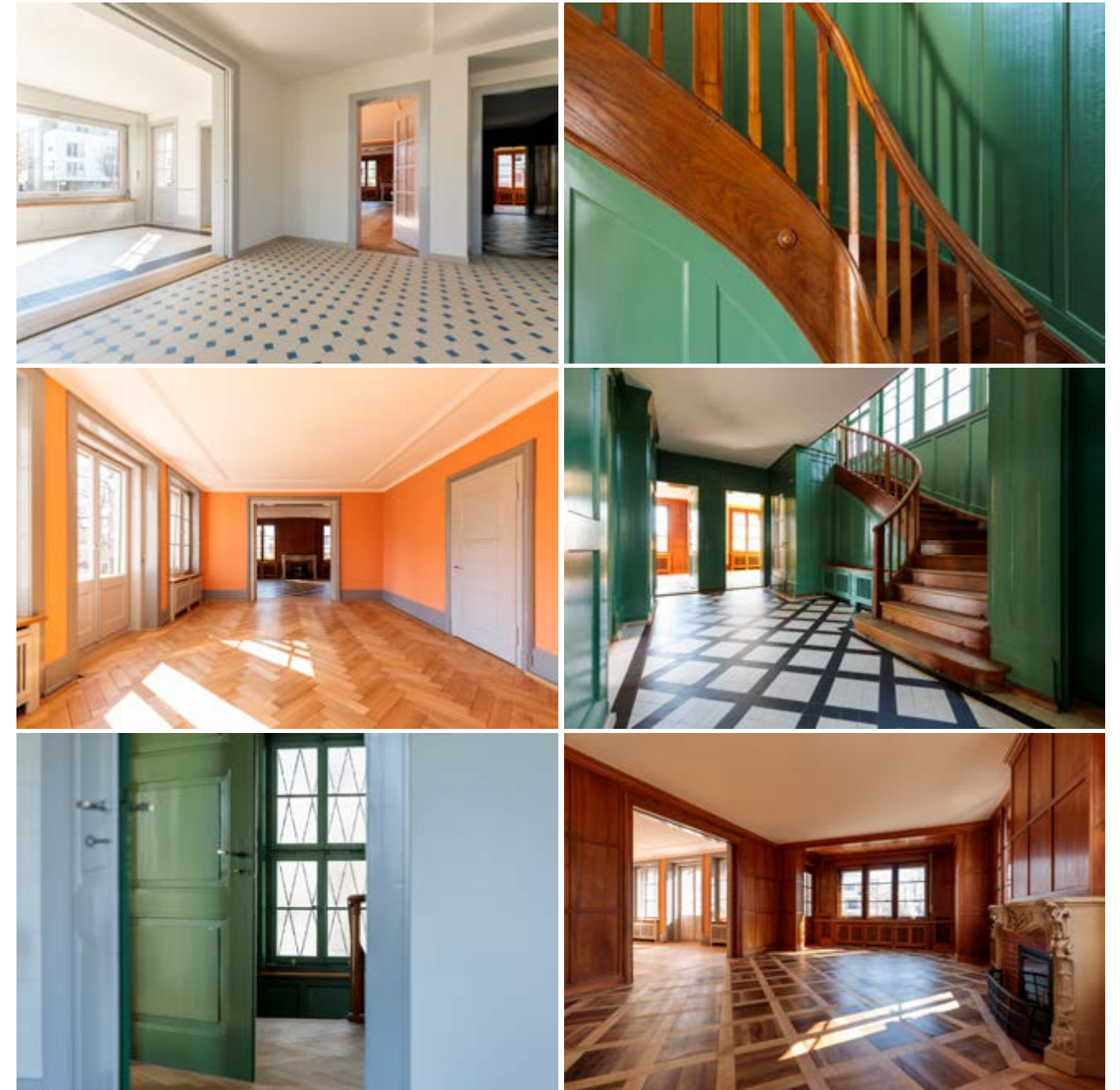
Unten rechts: Blick vom Salon in den Essraum. Die Kastenfenster wurden auf der Aussenseite mit Isolierverglasung aufgerüstet.

Das Cheminée mit dem Wappen der Familie Geiser stammt aus dem früheren Wohnsitz in der Marktgasse.

Seite 18/19

Die Zufahrtsallee musste der Überbauung weichen, ansonsten blieb die Aussenraumgestaltung der Villa erhalten.

Fotos: P'Inc. AG, Langenthal





Codename Jonathan

Andreas Schmid

Er hat für den Schweizer Geheimdienst von Nordkorea bis nach Kuba Informationen gesammelt. Wären sie nicht aktenkundig, man würde Melchior Roths wilde Geschichten aus dem Kalten und dem heissen Krieg kaum glauben.

Wie ein Geheimagent sieht Melchior Roth nicht aus. Eher vermutete man im bärtigen 69-Jährigen einen Zeughaus-Mitarbeiter. Militärberater steht im Telefonbuch, sein Haus und Geschäft in Bützberg bei Langenthal nennt Roth KTA 761. Die Buchstaben stehen für kriegstechnische Abteilung, so hiess einst die Behörde für Rüstung des Bundes. Die Zahlen entsprechen Roths einstiger Dienstnummer. Er ist stets in eine Uniform gekleidet – sei es von der Schweizer Armee, der Fremdenlegion oder einer US-Militäreinheit. Besonders einladend wirkt die KTA nicht, das Areal gleicht einer Alteisenhalde, mancher Messie würde staunen.

So verschroben Roth wirkt, so abenteuerlich tönen seine Geschichten aus Zeiten kalter und heisser Kriege; wie aus tausendundeinem Spionagethriller. Der gelernte Büchsenmacher und Metallbauschlossler, der sich später zum handwerklichen Allrounder entwickelte, wurde militärisch bei Truppen der USA in Deutschland und in einer Eliteeinheit im Bundesstaat Alabama geschult. Die Amerikaner konnten den Waffenmechaniker, der auch einen US-Pass besass, in Zeiten des Vietnamkriegs gebrauchen.

Hauptmann ohne Rekrutenschule

In der Schweizer Armee wurde man auf Roths Ausbildung im Ausland aufmerksam und machte sich seine Kenntnisse zunutze. In militärischen Übungen erhielt er erste Aufträge und liess sich für sogenannte Diversioneinsätze einspannen – er gab zum Beispiel einen US-Fallschirmspringer, der versehentlich in der Schweiz gelandet war, und testete so die hiesigen Truppen. Auch von der Kantonspolizei Bern liess sich Roth für

Melchior Roth posiert in Legionärsuniform und mit der Attrappe einer Maschinenpistole in seinem ehemaligen Haus in Bützberg.
Foto: Michele Limina



Übungen anheuern. Der kauzige Militärfan machte sich in einer Szene einen Namen, in der es nur Decknamen gibt. Der Geheimdienst engagierte Roth, genannt Jonathan, für Auslandseinsätze. Ohne eine RS absolviert zu haben, wurde er zum Hauptmann. Jonathan wurde nach Vietnam, Kenya und Sri Lanka entsandt. Dort habe er etwa die Aufgabe gehabt, in Städten, aus denen Anfang der achtziger Jahre grosse Flüchtlingsströme in die Schweiz eingewandert seien, die Farbe der Taxis zu eruieren. «Die Behörden wollten bei den Befragungen der Asylsuchenden herausfinden, ob sie tatsächlich von dort kamen, indem sie sich danach erkundigten», erzählt Roth.

1993 und 1994 delegierte ihn der Nachrichtendienst nach Moskau, um Informationen über eine Neuorganisation der russischen Einheiten sowie das Kommando für Nuklearwaffeneinsätze zu beschaffen. «Klar war das Spionage», sagt Roth.

In einer Kämpfer-Uniform war er angereist und hatte so den Schweizer Botschafter irritiert. Dank seiner Kleidung habe er aber russische Militärs und Polizisten treffen können. Roth hält fest: «Der Kämpfer verschaffte mir Sympathien und Respekt.» Weil er aber mit der fremden Uniform aufgefallen sei, hätten ihn die Russen mit einer eigenen Majorskluft eingekleidet, und er habe auch an geheimen Orten fotografieren können. Würde Roth alias Jonathan seine Schilderungen nicht dokumentieren, glaubte man ihm vieles nicht. Doch Bilder zeigen, wie er auf dem Roten Platz posiert, in der russischen Uniform mit dem Polizeikader diskutiert oder sich in verbotenen Zonen des Geheimdienstes in Moskau aufhält. Die Russen hätten von ihm unter anderem wissen wollen, wie die Sondereinheiten der Polizei strukturiert seien und welche Waffen Armee und Polizei benutzten. Dem Ex-Agenten ist klar, dass er als schräger Vogel wahrgenommen wird – in seinem Berner Dialekt als «kurliger» Kerl. «Bewusst haben sie Typen wie mich ausgewählt», sagt Roth. Es sei Teil der Strategie gewesen, dass die auf heikle Missionen Entsandten nicht ernstgenommen werden sollten.

Ende der achtziger Jahre, vor dem Fall der Berliner Mauer, war Roth schon in die damalige DDR geschickt worden, um über «militärische Belange» zu rapportieren. Jonathan klärte ab, wie die sowjetischen Stationierungen organisiert waren, wie Truppenverschiebungen liefen und wo Raketenwerfer postiert waren. An solchen Informationen hätten auch die Ame-

Auf einem Beobachtungs- und Meldeposten der kubanischen Armee hantiert Melchior Roth an einer Fliegerabwehrkanone (Havanna, 2001).
Foto: zvg



Im ehemaligen Zaire lässt sich Melchior Roth mit einem Soldaten aus Mobutus Armee fotografieren (1986).
Foto: zvg



rikaner grosses Interesse gezeigt – und seien damit bedient worden. Seine Erkenntnisse habe er jeweils in Berichten festgehalten, die nach der Abgabe gleich verschwunden seien. Den Lohn hat Roth nach eigenen Angaben über das diplomatische Korps erhalten, bar wurden ihm sogenannte Vertrauensspesen ausbezahlt. «Das Geld benötigte ich, um etwa ein Durchfahrtsrecht zu erhalten oder einen Posten zu schmieren.»

Meist sei er autonom unterwegs gewesen, auf sich alleine gestellt immer. Weil es die Missionen offiziell nie gab, sei die Antwort auf Probleme stets ein «Wir kennen den nicht» gewesen. So habe er sich nach einer vorübergehenden Verhaftung in der DDR selber aus der misslichen Lage herauschwätzen müssen. Schweizer Botschaftsangehörige im Ausland, die teilweise ebenfalls nachrichtendienstliche Aufträge ausgeführt hätten, seien besser geschützt gewesen.

Melchior Roths wilde Geschichten werden zusätzlich von Akten gestützt, die über ihn existieren. Weil er verdächtigt wurde, gegen das Kriegsmaterialgesetz verstossen zu haben und unbefugterweise Uniform zu tragen, geriet er 1996 ins Visier der Justizbehörden. Dokumente der Militärjustiz sowie eine Verfügung der Kantonspolizei Bern enthalten interessante Angaben: Roth habe sich 1991 während des Golfkriegs bei einem Angriff der alliierten Truppen auf die irakische Armee auf einem Luftwaffenstützpunkt in Bahrain aufgehalten, «und kürzlich hat er an einer Aktion in Bosnien-Herzegowina teilgenommen», heisst es in einem Papier. «Während dieser erwähnten Aktionen war es Herrn Roth Melchior erlaubt, militärische Uniformen zu tragen, obwohl der Genannte nie dienstpflichtig war», steht in der Verfügung der Polizei. Die Angaben decken sich mit Roths Erzählung, er habe während des Golfkriegs Bodenproben entnommen für das AC-Labor in Spiez, das sich für den Bund mit nuklearen, chemischen und biologischen Bedrohungen befasst. Über einen Mittelsmann war er laut eigenen Angaben beauftragt worden, wie meist trat er auch in Bahrain uniformiert auf. Diesen Fetisch hatte Roth schon zelebriert, als er 1986 im ehemaligen Zaire – der heutigen Demokratischen Republik Kongo – eine Notstromanlage für Diktator Mobutu installiert hatte. Er war laut militärischen Akten in der Präsidentenvilla in Kinshasa in einer US-Uniform tätig gewesen. Dass er in Zaire im Einsatz gewesen sei, hänge damit zusammen, dass die Schweiz das afrikanische Land in diesen Zeiten mit Wissen und beträchtlichen Finanzen unterstützt habe, sagt Roth.

In einem Kampfanzug der Schweizer Armee steht Melchior Roth auf dem Roten Platz (Moskau, 1994). Foto: zvg



Moskauer Militärs grüssen Melchior Roth, der in einer russischen Majorsuniform vor sie tritt (1994). Foto: zvg



Täuschungsmanöver

Als US-Offizier gab sich Roth nicht nur im Ausland aus, wie eine weitere verbriefte Episode zeigt: Als der amerikanische Oberbefehlshaber Colin Powell 1992 in Belp von Korpskommandant Heinz Häsler empfangen wurde, stand Roth vor der Ehrengarde und konnte das Geschehen aus nächster Nähe mitverfolgen. Der damals 42-Jährige hatte es geschafft, sich trotz grossen Sicherheitsvorkehrungen in die geschützte Zone einzuschleichen. Die Verantwortlichen der Armee mussten sich wegen des peinlichen Vorfalls Rügen gefallen lassen.

Noch unverfrorener agierte der Bützberger an einer Übung der Schweizer Armee mit ausländischen Militärattachés in Aarwangen. In der Uniform eines US-Sergeants vor die Offiziere tretend, narrete Roth diese, und sie gaben den Panzerfahrern das Startsignal. Als die hohen Gäste dann eintrafen, war die Demonstration vorbei und liess sich nicht mehr wiederholen.

«Ich war schon als kleiner Bub von allem Militärischen fasziniert», erklärt Roth seine ungewöhnliche Berufslaufbahn. Sie hat ihn nicht nur nach Russland und in die DDR, sondern Anfang der neunziger Jahre auch nach Nordkorea geführt. Dort habe er sich etwa über die Bauweise der Stromzähler informiert, wie es sein Auftrag verlangt habe. «Das sollte Rückschlüsse auf den technischen Fortschritt im Land ermöglichen.» Roth erzählt, dass diese Reise von einer ausländischen Botschaft in Bern eingefädelt worden sei, für die er zeitweise als Chauffeur gearbeitet habe.

Heikle Doppelrolle

Ausser für den Geheimdienst war der Allzweck-Agent für die UNO und lange Jahre für das Schweizerische Katastrophenhilfekorps (SKH) im Einsatz, das 2001 in Korps für humanitäre Hilfe umbenannt wurde. In Angola und Togo etwa oder in Kuba. Dorthin, so schlug Roth es dem damaligen SKH-Chef Charles Raedersdorf vor, könnte man nicht mehr gebrauchte militärische Spitaleinrichtungen senden. Aus politischen Gründen – man habe negative Reaktionen der USA befürchtet – habe das SKH davon abgesehen. Daraufhin ergriff Roth selber die Initiative

und gründete 1999 eine eigene Hilfsorganisation für Kuba. Auch in Havanna ging der umtriebige Schweizer selbst in geheimsten Militäranlagen ein und aus wie ein Kompagnon.

Roth war an verschiedensten Projekten beteiligt, oft in einer Doppelrolle – als Informant für den Nachrichtendienst und als vielseitiger Mitarbeiter des Hilfskorps. Die Devise hiess laut Roth stets: «Wenn es Schwierigkeiten gibt, gehörst du zum SKH.» So wie er hätten viele andere unterschiedliche Interessen bedient.

Das Aussendepartement (EDA) widerspricht diesen Aussagen: Das Departement habe keine Hinweise auf nachrichtendienstliche Tätigkeiten von Mitgliedern des SKH in den achtziger und neunziger Jahren, betont EDA-Sprecherin Noémie Charton. «In diesem Zeitraum war es den Mitgliedern des Korps überdies verboten, Beiträge zu nachrichtendienstlichen Aktivitäten zu leisten.»

Melchior Roth gibt zu bedenken, dass es weder ihn in seiner Funktion als Armeehauptmann noch die Geheimdienstmissionen offiziell je gegeben habe. Er nennt Namen von Kollegen, die ihn eingesetzt hatten – viele der Spuren lassen sich nachverfolgen, Puzzleteile zusammenfügen.

Bekanntschaft schloss das Unikum Roth einst auch mit Bundesanwältin Carla del Ponte. Sie führte 1996 ein gerichtspolizeiliches Ermittlungsverfahren wegen Widerhandlung gegen das Kriegsmaterialgesetz. Haussuchungen in der KTA 761 brachten keine Straftaten an den Tag, obwohl auf dem Areal unter anderem Lenkwaffen, Zielgeräte, Flammenwerfer, Sprachverschlüsselungsgeräte und Kleider der Armee sowie eine komplette Nato-Funkstation gefunden wurden. Zudem stiessen die Polizisten auf zahlreiche Waffen, für die der Sammler allerdings Bewilligungen besitzt. Das Sammelsurium an Militärgegenständen blieb bei Roth, er wurde einzig dazu angehalten, das Material nicht zu verkaufen.

Die Bundesanwaltschaft stellte ihr Verfahren später ein. Del Ponte sei bei den Nachforschungen stutzig geworden darüber, dass er auf der Lohnliste des diplomatischen Personals aufgetaucht sei, sagt Roth. Sie habe hartnäckig nachgeforscht, doch die übrigen involvierten Behörden seien nicht daran interessiert gewesen, Hintergründe und Zusammenhänge ans Tageslicht zu befördern.

Auf den privaten Kommandoposten in Bützberg aufmerksam geworden war Jahre vor der Justiz bereits die damalige PTT. In einem Brief eröffnete

die Fernmeldekreisdirektion Olten Melchior Roth im Mai 1987, seine Sende- und Empfangsanlagen dürften ohne Konzession nicht betrieben werden. Er habe «ein namhaftes Sortiment» von Geräten aus Beständen der Schweizer Armee, der Nato und von Polizeikorps zusammengetragen. «Diese Sende-Empfangs-Anlagen erwarben Sie entweder in betriebs-tauglichem Zustand, oder Sie stellten die Funktionstüchtigkeit dieser Geräte selbst wieder her», heisst es im Brief. Roth räumt freimütig ein, er habe mit dem System den Polizeifunk sowie den Botschaftsfunk abgehört. Der Bund betrieb bis 2015 ein eigenes Netz, über das die Schweizer Diplomaten miteinander kommunizierten.

Seine Fertigkeiten als Techniker und die Drähte zu Armeekadermitgliedern verschafften Roth in den achtziger Jahren Zugang zur geheimen militä-rischen Kaderorganisation P-26. Er habe damals im Kommandoposten in Gstaad – er nennt ihn «Chalet Kranich» – für eine spezialisierte Firma in sämtlichen Räumen Thermostate und Klimaanlage installiert.

Als Kältetechniker bekam der rastlose Roth nach eigenen Angaben ausserdem die inzwischen aufgelöste, hochgeheime Festung «Wald-brand» am Beatenberg bei Interlaken zu Gesicht. Dort seien die Schiess-karten der Armee aufbewahrt worden, auf denen die Reichweiten der Abwehrkanonen sowie die Abdeckung des Landes festgehalten seien. Im Rentenalter arbeitet der 69-jährige Roth nach wie vor. Neben anderem bricht er heute für das Verteidigungsdepartement nicht mehr benötigte unterirdische Brotöfen ab. Während des Zweiten Weltkriegs wurden in der ganzen Schweiz Bäckereien verpflichtet, sichere Räume und Einrich-tungen zum Backen zu bewirtschaften. Für den Unterhalt dieser Anlagen entschädigte der Bund die Betriebe bis vor kurzem, nun lässt er die Ins-tallationentfernen.

Am meisten am Herzen liegt Melchior Roth seine Sammlung von unzäh-ligen Armee- und Polizeiuniformen aus aller Welt, Abzeichen und mili-tärischen Schätzen (s. nächste Doppelseite). Im Restaurant Pöstli in Lan-genthal erzählt Roth, dass er sein Museum, das er in einer Lagerhalle in der Region eingerichtet hatte, wegen eines Streits mit dem Eigentümer räumen müsse. Zudem seien wertvolle Stücke aus den Räumen gestoh-len worden.

Der Vermieter beschreibt die Situation ganz anders: Roth habe sein Mu-seum doppelt verkaufen und die zwei Interessenten über den Tisch ziehen

P-26: Geheime Truppe

Ende 1990 ist die klandestine Kaderorganisation P-26 der Ar-mee aufgelöst. Die Gruppe war rund zehn Jahre zuvor ge-gründet worden. Sie diente dem Widerstand im Kalten Krieg. 800 Personen waren als Sollbestand vorgesehen. Im Fall einer sowjeti-schen Besetzung der Schweiz hätten die öffentlich nicht be-kannten Mitglieder die Abwehr organisiert. Von unterirdischen Festungsanlagen aus agierten Angehörigen der P-26 – ohne gesetzliche Grundlage und ohne politische Kontrolle.

Im Auftrag des Generalstabschefs baute Oberst Efre Cattelan die Organisation auf, das Geld für ihre Bewaffnung und Tätigkeiten hatte die Armeeführung aus der Bundeskasse abgezweigt. Dass Melchior Roth als Geheimdienst-agent mit Handwerkeraufträgen im Kommandoposten in Gstaad betraut wurde, ist kein Zufall. Die P-26 versuchte, nur wenige – möglichst Armeespezialisten – einzuweihen.

wollen. Die fehlenden Gegenstände habe der Sammler selber wegge-schafft. Ein Vorwurf, den dieser vehement bestreitet. Seine einmalige Ausstellung werde zerschlagen. Roth sagt: «Mein Lebenswerk ist zerstört.»

Spezielle Sammlerstücke

Zu den unglaublichen Geschichten, die der Militärberater zu erzählen weiss, passt, dass er zum Beispiel eine DDR-Uniform von Günter Scha-bowski in seinem Museum präsentierte. Der Sprecher des Politbüros hatte 1989 Berühmtheit erlangt, weil er den Fall der Berliner Mauer zu früh verkündet hatte. Er habe das Kleidungsstück von einem Kollegen erhal-ten, der für die Stasi gearbeitet habe, sagt Roth. Eine amüsante Anekdote liefert er zu einer Uniform, die für Norman Schwarzkopf junior, den General der US-Truppen im Golfkrieg, geschneidert worden war. Laut Roth war die Kleidung aber zu eng geschnitten und sollte vernichtet werden. Doch er habe die Verantwortlichen überzeugen können, die Uniform ihm zu überlassen, statt sie zu entsorgen.

Melchior Roth verkaufte Ende 2018 sein Haus in Bützberg und will nach Kuba auswandern und sich seinem Hilfswerk widmen. Er hatte stets davon geträumt, den legendären, Ende 2016 verstorbenen Revolutions-führer Fidel Castro zu treffen. Im Vorzimmer habe er einmal gestanden, zu einer Begegnung sei es aber nicht gekommen, sagt Roth. Wenn Jonathan schon nicht dem Bild eines Spions in Zwirn entspricht: Als Ver-wandter Fidel Castros ginge Roth mit seinem Aussehen locker durch.

Dieser Text erschien am 24. Juni 2018 in der «NZZ am Sonntag».

Nächste Doppelseite:
Herbert Rentsch, Mitglied der Jahrbuch-
Redaktion, dokumentierte Teile von
Roths Militärmuseum in Rohrbach, kurz
bevor es verkauft wurde.



Wattewolken und rote Ballone für Jörg

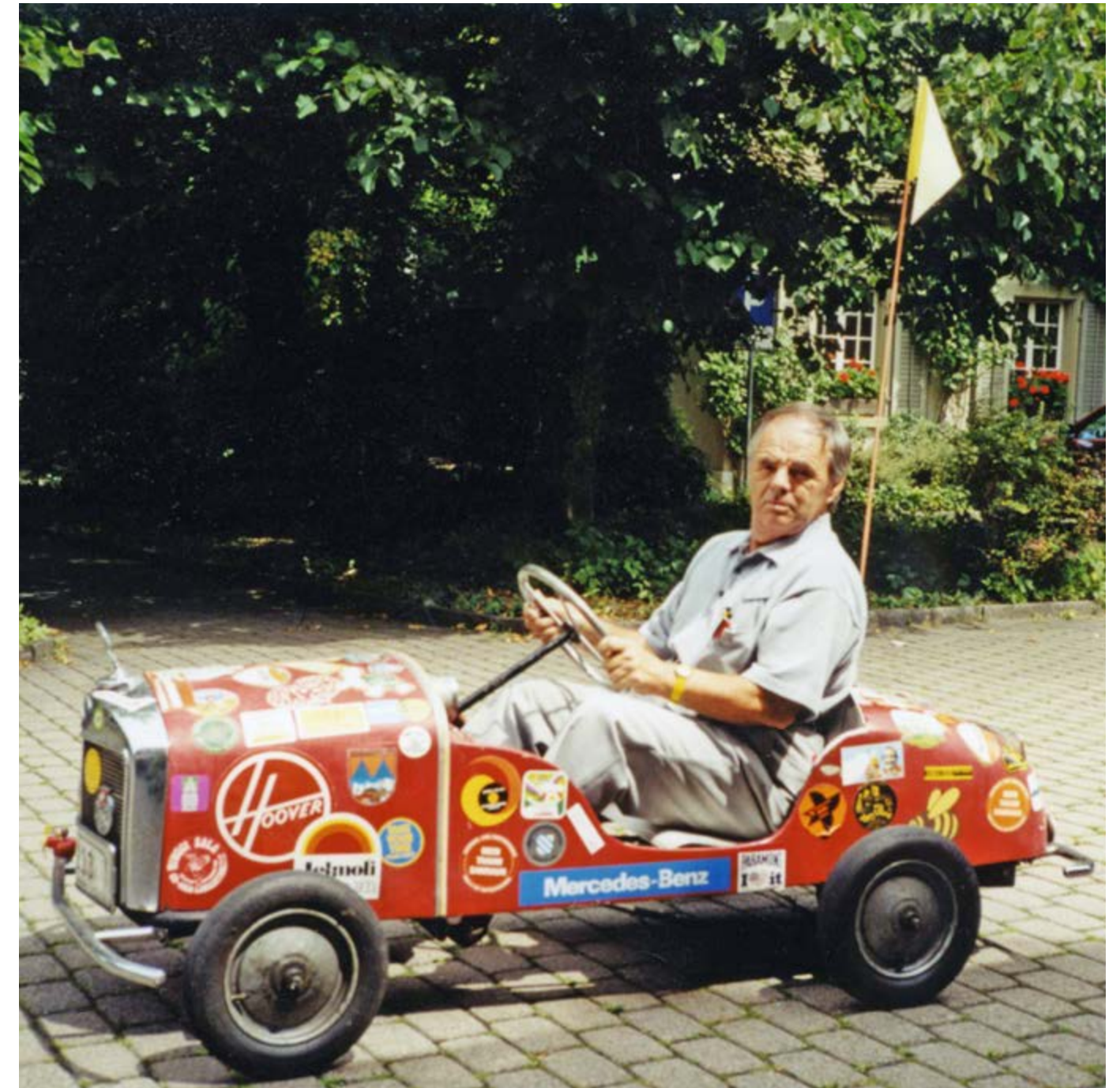
Beat Hugi

Ein chirurgischer Fehlgriff verletzte bei der Geburt sein Hirn. Die Ärzte gaben dem Bub 20 Jahre Leben. Allerhöchstens. Am 9. April 2019 ist Jörg Fankhauser wenige Monate nach seinem 85. Lebensjahr für immer eingeschlafen.

Der Dorfpfarrer riet seiner Mutter gleich nach der Geburt, ihn, den Erstgeborenen, unverzüglich in die Obhut eines Heims zu geben. Sie werde das, was da auf sie zukommen werde, nie und nimmer *prestieren*. Es gab Frauen aus der Nachbarschaft, die kamen einzig z Visite, um das *wüeschte* Kind zu sehen, erzählte die Mutter Jahre später einmal ihrer Tochter Corina. Die seien auch nach der Geburt von Ingo, dem zweiten Sohn, wieder mit Gladiolen vor der Tür gestanden. Um zu schauen, ob der Zweite denn wie der Erste herausgekommen sei.

Was auch immer passierte, was die Leute auch dachten oder sagten, des Pfarrers Würde und Einfluss hin oder her: Fankhausers nahmen Jörg als Glück und Teil der Familie an. Der Vater behandelte Jörg genauso streng und liebevoll wie seine anderen beiden Kinder. Das war auch recht so. Einzig, dass er Jörg auch dann noch bestrafen wollte, als er wieder einmal ins Bett gemacht hatte, kann Corina Waber-Fankhauser bis heute nicht verstehen. Jörg habe doch nichts dafür gekonnt. Im Gegenteil, er habe ja selbst darunter gelitten.

In den ersten Stunden sahen die Eltern dem *Bébé* kaum an, wie stark der Zugriff mit der Geburtszange das Hirn beschädigt hatte, als der Bub nicht freiwillig auf die Welt kommen, sein kleines Herz nicht mehr schlagen wollte. Nach ein paar Tagen dann aber schon. Jörg ist bis zu seinem sechsten Lebensjahr nicht gelaufen. Die Mutter musste ihn tragen, so sei ihr Rücken ramponiert worden, erinnert sich Jörgs jüngere Schwester Corina an das, was später in der Familie erzählt wurde. Jörg ging bis zur 4. Klasse bei seinem Vater in die ordentliche Schule. Dann hat ihn die



Schulbehörde ausgeschlossen. Weil er störe. Corina schüttelt heute noch den Kopf: Jörg sass hinten in seiner Schulbank und hat seine Bildchen gemalt. Wenn das stört...!

An ihr erstes, jedenfalls bewusst wahrgenommenes Erlebnis mit Jörg kann sie sich noch gut erinnern: «Ich habe gesehen, wie ein paar grosse Giele versucht haben, dem Jörg *Rossbollen* in den Mund zu stopfen. Ich bin auf die losgegangen, habe getreten und gebissen, um Jörg zu verteidigen. Um die Giele in die Flucht zu schlagen. Jörg selbst tat es ja nie. Er hat sich nicht wehren können. Damals und später nicht.»

Corina Waber hält den Ausschnitt aus dem *Oberaargauer Anzeiger* in der Hand. Die Todesanzeige. Am Dienstag, 9. April 2019, hat sie Jörg in seinem Zimmer im Lindenhof Langenthal ein letztes Mal umarmt. Es schien ihr, als würde er nur schlafen. So friedlich habe er ausgesehen, der Jörg. Auf dem Totenschein stand 05.45 Uhr. Dann hatten die Pflegenden Jörg für immer schlafend gefunden und den Arzt angerufen. Kurz darauf riefen sie Corina an.

Jörg Fankhauser lebte nach dem frühen Tod des Vaters bei seiner Mutter Clara, zuerst in der Marktgasse, ab 1991 in einer Wohnung des Lindenhofs, nach Claras Tod im Millenniumsjahr bald einmal in einem eigenen Appartement im 2. Stock des Heimgebäudes.

Dort wohnte auch mein Vater in seinen letzten anderthalb Jahren. Ein paar Türen neben Jörg. Jörg war von der ersten Stunde seines kurzen Lebens im Heim ein grosses Glück. Als er vor dem Lindenhof ankam, sass Jörg mit seinem Rollator auf dem *Bänkli* vor dem Eingang. Er saugte an einer Tabakpfeife und beobachtete stumm, wie sich mein Vater – gezeichnet von den Folgen seiner Parkinson-Erkrankung – aus dem etwas zu tief liegenden Sitz des Autos quälte. Er wollte sich partout nicht helfen lassen. Sein Gesicht eine Maske. Der Mund ein Strich. Die Augen trüb. Alle Muskeln auf *Abhauen* getrimmt. Nicht wegen der Krankheit, sondern wegen dem, was ihn hier zu erwarten drohte. Sein Widerstand gegen dieses neue Zuhause. Auch wenn der gewohnte Schreibtisch oben im Zimmer stand. Im 2. Stock.



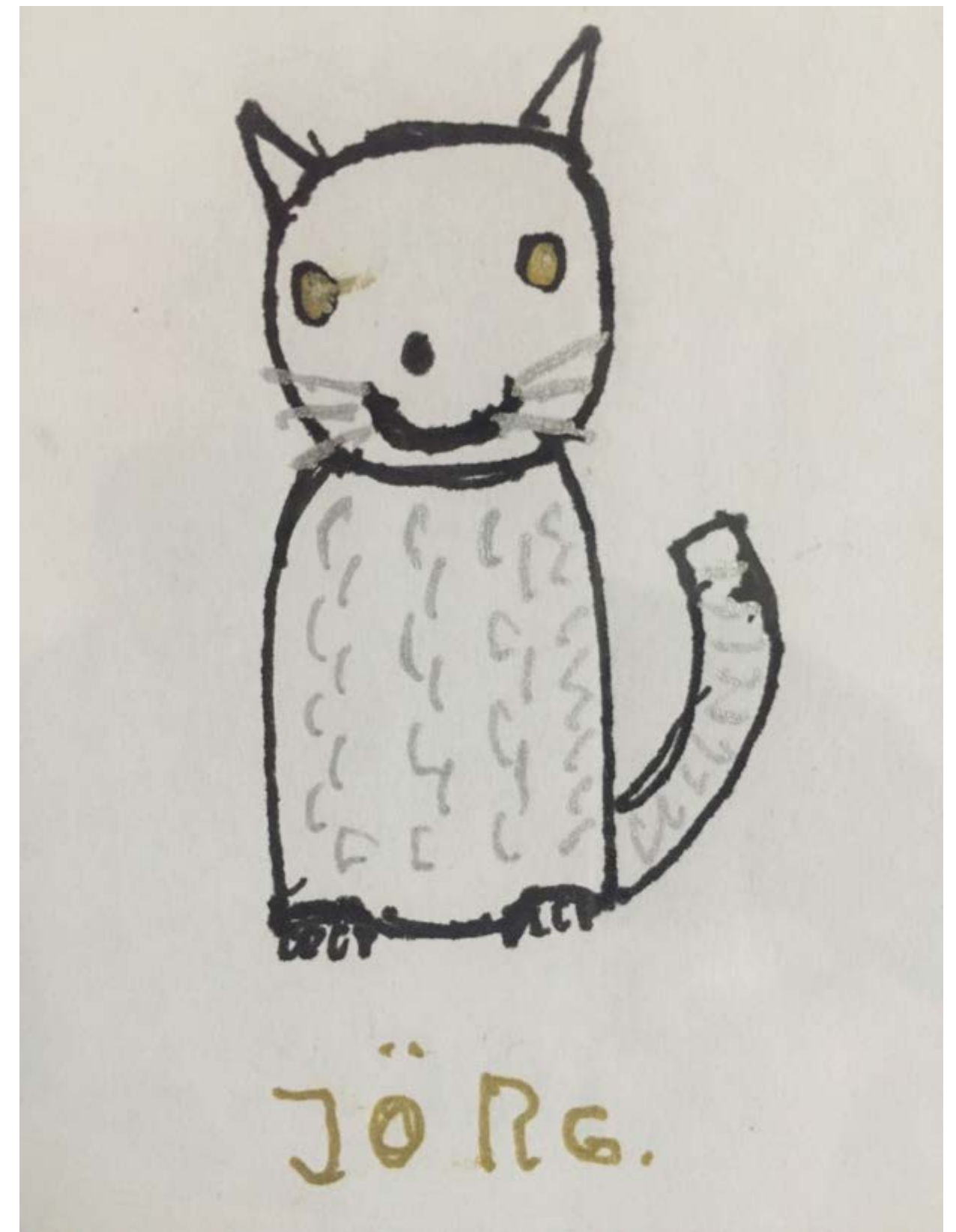
Als wir mit dem Lift oben ankamen, stand Jörg Fankhauser wie hingezaubert im Flur. Ein paar Meter nur von der neuen Zimmertür meines Vaters entfernt. Seine noch warme Pfeife im Einkaufskorb des Rollators weggesteckt, auf der kleinen Sitzfläche lagen ein paar bunte Zettelchen. Jörg nahm sie in die Hand und hielt sie lächelnd meinem Vater hin. Der schaute darauf, dann in Jörgs weit geöffneten Augen. Die Maske fiel ihm vom Gesicht. Der Mund wurde weich. Mein Vater lächelte wie an seinen besten Tagen. «Für Sie, Herr Hugi», sagte Jörg nun. Damals konnte er noch gut sprechen. Ausser das R, aber Hugi hatte ja kein R. Seine Schwester nannte er *Coine*.

Als ich mir die Zettel etwas genauer anschaute, sah ich, dass Jörg unter eine der Zeichnungen in seiner Grossbuchstaben-Schrift vom neuen Türschild *H.-B. HUGI* abgeschrieben hatte. Darunter eine Telefonnummer. Als sei es eine Signatur. Die Nummer war eines seiner Markenzeichen, wie ich später erfuhr. Mit einem silbernen Filzstift akkurat geschrieben – die *Schnurrhaare* der Katze auf der Zeichnung mit einem goldenen Filzer gemalt.

Jörg hatte das Herz meines Vaters binnen Sekunden geöffnet. Mein Vater war in Langenthal aufgewachsen, lebte mit uns als Lehrer zuerst in Lyss, ab 1960 in Liestal, im Baselbiet. Jetzt war er nach Langenthal heimgekommen. Dank Jörg und seinen eigenen Erinnerungen an früher, die immer präsenter wurden. Ein doppelter Trost.

Jörg und mein Vater haben sich bis kurz vor Vaters Todesnacht täglich getroffen und gesprochen. Sie haben zusammen auf dem zweiten Stock gegessen, sie haben sich vor dem Eingang stumm und still nebeneinandergesetzt. Beide fühlten sich für einander verantwortlich. Ein starkes Zeichen, dass sie noch gebraucht wurden. Ganz bestimmt für meinen Vater. Möglicherweise auch für Jörg.

Ein paar Jahre, nachdem mein Vater über Nacht für immer eingeschlafen war, arbeitete ich als Aushilfe Teilzeit in der Administration des Pflegezentrums Lindenhof. Ich betreute dort meistens die Informationstheke beim Eingang, die Anlaufstelle für Bewohnerinnen, Bewohner und Gäste.



Jörg kam nun jeden Morgen nach dem *Zmorge* bei mir vorbei. Er legte ein paar Zeichnungen auf den Tresen, schob sie mir zu, schaute dabei zu mir hoch, liess die dunklen, buschigen Augenbrauen spielen. Er tat das übrigens auch dann, wenn ich nicht im Haus war. Meine Kolleginnen mussten die Zeichnungen für mich entgegennehmen und hinterlegen.

Es gab Tage, da hielt Jörg einem mit einem verschmitzten Lächeln seinen Hals entgegen. Es waren die Tage, an denen er seine Wangen und den Hals in einem neuen Rasierwasser gebadet hatte. Er sagte dazu *Schmöcki*. Er freute sich riesig, wenn man den neuen Duft über allen Klee lobte. Seine Schwester erinnert sich gerne daran, wie er oft mit Stolz gesagt hat, mit diesem *Schmöckiwässerli* würden ihm die Frauen scharenweise nachsteigen.

In meiner Zeit als Mitarbeiter im Lindenhof konnte Jörg noch gut sprechen, am Rollator gehen, viel zeichnen. Legte er am Morgen zu seinen neusten Kunstwerken leer gezeichnete Filzstifte oder ein leeres Feuerzeug auf die Theke, besorgte ich Nachschub: silberne und goldene Filzstifte, zu kleinen *Zetteli* geschnittenes Zeichnungspapier. Und natürlich immer mal wieder ein neues Feuerzeug, eine neues Päckli Tabak. Den Tabak haben wir dann gemeinsam in eine spezielle Blechdose gefüllt, die Jörg stets bei sich trug. So trocknete der *Tubak* nicht aus. Neben der Dose lagen das Lederetui mit ein bis zwei Tabakpfeifen samt Pfeifenstopfer, ein Plastiksäckchen mit bunten Pfeifenputzern. Früher hat er sich diese «Lebensmittel» auf seinen Ausflügen durch das Dorf Langenthal noch selbst besorgt.

Wenn er mit seiner Tabakpfeife vor dem Lindenhof-Eingang sass, machte er sich – sobald er Publikum hatte – einen Spass daraus, den Rauch aus dem Mund einmal nach links, einmal nach rechts und einmal ganz nach oben zu blasen. Links nach Solothurn, Biel, Neuenburg, Genf, rechts zur Ringstrasse und ins *Dennli*. Nach oben in den Himmel. Dazu lachte er einmal mehr verschmitzt. Kind und Mann in einem. Ein Herzbube.

Natürlich hatte der Herzbube so seine *Mödeli*, weiss seine Schwester. Hatte seine Hose oder ein Hemd ein kleines Fleckchen, musste er sich



sofort umziehen. War es draussen winterlich kalt oder regnete es in Strömen, hörte er auf keinen guten Rat: Er marschierte mit den Augenbrauen auf Sturm in einem unbeobachteten Moment ohne Jacke oder Regenschutz nach draussen. Er trug eine Zeitlang gerne eine hellbraune *Lederscheube*, die er zu streicheln pflegte. Er streichelte auch die Pelzmäntel von Frauen auf der Strasse. Und er schaute liebend gerne in Kinderwagen hinein, was nicht nur ein paar Mütter zum Verzweifeln, sondern auch die Kleinkinder manchmal zum Weinen, seltener zum Lachen brachte. Es gab auch eine Zeit, da setzte sich Jörg in leere Kinderwagen, die in den Hauseingängen standen. Oder er ging stets beim Velohändler auf die Toilette, obwohl ihm das Mutter Clara untersagt hatte. Und das Fläschchen mit Eierlikör, das früher die Mutter immer für Jörg nachgefüllt habe, sei nach deren Tod immer etwas kleiner geworden. Wobei Jörg das stets – wie so vieles andere – ohne Murren und Klagen zur Kenntnis genommen habe.

Corina Waber blättert gerührt in den alten Fotoalben ihrer Familien. Die Tränen drücken ab und an in die Augen. Ach ja, schau, Fotos von Jörg an der Langenthaler Fasnacht. Während langer Zeit eine der Leidenschaften von Jörg. Einmal im Auto dem Umzug voraus, einmal auf einem Wagen, mit Zipfelmütze als *Schellenursli*. Das Kostüm habe ihm Rosa Küffer genäht. *Rösli* sei eines der liebsten *Schätzeli* von Jörg gewesen. Sie habe er immer und immer wieder in ihrem kleinen Quartierladen an der Ringstrasse oben besucht. *Rösli* und Otti, ihr Mann, der zu Jörgs Komplimenten und Handküssen ab und an den Eifersüchtigen gespielt hat. Oder zu spielen vorgab.

Gerne besuchte Jörg auch *Esthi* Flück. Sein Handkuss samt Verehrung war ihr sicher. Die Flücks wohnten nur einen Steinwurf von Küffers entfernt.

Jörg fuhr gerne aus. Lange mit dem Tretauto, später mit dem Rollator, zuletzt meist im Rollstuhl, in Begleitung. Als er noch mobil war, besuchte er fast täglich seine Freundinnen und Freunde: Im Tabakladen, im Velo- und Mopedladen, in der Bijouterie hinter dem *Choufhüsi*, in der Bank, im Reisebüro, in der Papeterie, und eben auch im Küffer-Lädli an der Ringstrasse. Da und dort hat er mitgearbeitet, gwärchet. Er machte Besorgungen und Komplimente («Du bisch e schöni Frou»).



Vor der Papeterie an der Marktgasse, wo es damals noch Parkplätze gab, verteilte er auf einer alten Schreibmaschine selbst getippte Bussenzettel zu fünf Franken. In der *Zigarrenstube* von Christian Egger, einst im Gebäude des Schuhhaus *Bütschli*, dann auf dem Hübeli/Brauihof-Areal, deckte er sich mit Tabak, Zigarren, Zigaretten, Pfeifenputzer und Feuerzeug ein. Jörg war ein leidenschaftlicher Raucher. Früher Zigaretten, die ihm die Pflegenden – wegen seiner zunehmenden Atembeschwerden – Päckli um Päckli, Zigarette um Zigarre, rationierten; später paffte er Tabakpfeife. Am liebsten mit Borkum Riff-Tabak drin, der mit einem Schuss Rum.

Jörg hatte keinen Vogel, er hatte einen Papagei. Einen grauen. Er hiess Rocco. Graupapageien können gut parlieren. Rocco konnte es auch. Er habe mit Jörg *gschätzelet*, erinnert sich seine Schwester, als sie das Foto mit Rocco auf Jörgs Kopf sieht. «Chumm Jörgli, guete Tag Jörgli!» habe er immer gesagt. Bis Jörg es leid war, den Käfig des Papageis selbst zu putzen, und er den «blöden Vogel» nicht mehr wollte. In solchen Fällen war Jörg kategorisch und stur.

Wenn Jörg nicht mehr wollte, dann endgültig. So auch bei der Fasnacht. Da hat ihm wohl einmal jemand gesagt, das mit der Fasnacht sei doch nur für Kinder. Damit war für Jörg Schluss mit dem Fasnachten. Er war ein Mann, kein Kind! Jörg war nach dem Tod seiner Mutter auch nicht bereit, den Abwasch des Geschirrs zu machen. Männer waschen nicht ab, sagte er dann. Oder bei Regen mit dem Schirm aus dem Haus gehen, kam nicht in Frage. Männer brauchen keinen Schirm!

Genauso hartnäckig weigerte er sich früher, mit der Familie ins selbstgebaute Ferienhäuschen in Farnern zu fahren. In Farnern hatte der Vater unterrichtet, vor dem Wechsel ins Langenthaler Kreuzfeld-Schulhaus. Jörg mied Farnern. Vermutlich wegen dem *Dettenbühl* in Wiedlisbach, zu dieser Zeit noch als psychiatrische Anstalt geführt. Dorthin haben Fankhausers manchmal leere *Käseschachteli* und dergleichen für das Kreativatelier gebracht. Die Insassen sassen noch in Zellen. Das wollte Jörg nicht sehen. Auf keinen Fall.



Gut möglich, dass das eine Art von Angst war, die man sonst in der Familie bei Jörg nicht kannte. Jörg hatte keine Angst, sagt seine Schwester noch heute. Höchstens vielleicht Respekt vor gewissen Dingen, die er dann eben auch mied. Oder nicht sehr gerne machte. Ihnen aus dem Weg ging.

Zum Beispiel beim Gehen. Jörg war nie gut zu Fuss unterwegs. Und er ärgerte sich deshalb auf Spaziergängen über jede Wurzel, jeden Stein, der ihm im Weg war, der ihn ab und zu stolpern liess. Er hatte Respekt vor einem Sturz. Respekt aber auch vor Spinnen.

Sein Ärger mit den Spinnennetzen, die ihm den Weg versperrten, war jeweils gross und heftig. Netze, die er nicht beschädigen wollte. Spinnen, die er nicht töten konnte. Er sei jeder Ameise ausgewichen, sagt Corina Waber. Jeder Spinne. Und sei sie noch so gross oder klein: «Jörg konnte keine Tiere töten.» Und kein Spinngewebe beschädigen. Corina Waber: «Jörg nahm ein Gedicht sehr ernst, das er auswendig konnte: «Lueg das schöne Spinnegwäbli aa // mit dr fiinschte Siide dra / Läng nid mit ruuche Finger drii / schüsch isch das schöne Gwäbli hii.»»

Kein Spinnennetz, keine Ameise, keine Fliege. Auch und gerade in den Bergen nicht. In Samnaun, wo Corinas Familie oft mit Jörg in der Pension *Bellevue* ihre Ferien verbrachte. Mit einem alten *Holzbänkli* am Wanderweg, das Jörg über alles liebte. Dort spielte er oft auf seiner *Schnurregiige*. Das *Bänkli* von Samnaun zeichnete er so lange, wie er zu zeichnen vermochte. Und ein *Leiterwägeli*. Wobei das keine Räder hatte, wie ich einmal bemerkte, und auch nicht hoch, sondern flach war. Striche, die so kaum Sinn machten, keinen Leiterwagen ergaben. Beim besten Willen nicht.

Jörg hörte mir konzentriert zu, zog die buschigen Augenbraunen zusammen, sah zu mir hoch und sagte dann voller grosszügigem Verständnis für meinen Unverstand: «Das ist ein *Leiterwägeli* von oben gesehen und so gezeichnet.» Alles klar! Danke Jörg! Das perfekte *Leiterwägeli*. Dein Blickwechsel verblüffte und tat gut. Eine andere Perspektive. Ebenso verblüffend Jörgs Versuche, die Häuser von Samnaun und anderswo



dreidimensional mit Tiefe und Perspektiven zu zeichnen und zu malen. Verblüffend schön.

Corinas Mann Peter Waber, der ehemalige Bauverwalter von Langenthal, betreute Jörg sein eigenes Leben lang mit Hingabe. Er reiste mit ihm oft nach Samnaun. Zuerst mit dem Zug, später dann mit dem Auto, weil Jörg das Wasser nicht lange genug halten konnte. Erst als Peter mit dem Auto alle fünf Minuten anhalten musste, um Jörg austreten zu lassen, war Samnaun passé. Aber kaum ein Tag verging, an dem Peter morgens nicht bei Jörg im Lindenhof vorbeischaute, um ihm beim Rasieren zu helfen und ihn an Stellen zu waschen, die Jörg nicht gerne von den Pflegenden waschen liess.

Die Pflegenden vom Lindenhof hätten ein riesengrosses Lob verdient, sagt Corina Waber. Sie haben Jörg ganz fest in ihre Herzen geschlossen und mit grosser Empathie, viel Geduld und Nachsicht betreut und begleitet. Genauso wie die Frauen im hauseigenen Restaurant, die Mitarbeitenden in der Küche und im Speisesaal, die Frauen von der Reinigungsequipe und die Gärtner. Bis zum Schluss.

Doktor Marti stellte am 9. April den Totenschein aus. Doktor Marti war nicht nur Jörgs Hausarzt. Er war sein Freund. Er lud Jörg nach der Arztvisite manchmal auswärts zu einem Dessert mit Ovomaltine oder Süssmost ein. Jörg revanchierte sich dann bei der nächsten Visite in seinem Zimmer mit einem *Gaffee*, den er für Dr. Marti aufgebraut hatte. Mit Pulverkaffee und seinem Tauchsieder. Corina Waber lacht. Das müsse scheusslich geschmeckt haben.

Jörg Fankhauser war Jahrzehnte lang ein wichtiger Teil des öffentlichen Raums von Langenthal. Als Langenthal noch ein Dorf war. Er ist Teil der Kindheitserinnerungen vieler hier. Zuerst mit einem *Leiterwägeli*, später mit einem ferrariroten Tretauto auf Langenthals Strassen unterwegs. Und das hochoffiziell. Die Dorfpolizisten hatten ihn nach einer eigens für ihn kreierten Fahrprüfung mit dem eigens für ihn kreierten Permis befugt, mit seinem feudalen Tretauto auf der Strasse zu fahren.



Jörg war damals 61 Jahre alt. Ruedi Bärtschi schrieb dazu in der Berner Zeitung BZ: «Die Idee, Jörg Fankhauser einige schöne Stunden zu beschern, wurde zum ersten Mal auf einer Reise der Polizeikommission Ende Oktober formuliert. Und sie fiel auf fruchtbaren Boden, wo immer Polizeiinspektor Moor und Kommissionsmitglied Oscar Richner sie säte: Jörg Fankhauser wurde offiziell aufgeboden, sein Fahrzeug *Mercedes Benz Spezial* zu prüfen.» Der Chef der Motorfahrzeugkontrolle in Bützberg nahm nicht nur das bald 30-jährige Tretauto unter die Lupe, sondern auch die Fahrkünste des Chauffeurs: «Als beide Prüfungen überstanden waren, überreichte Bernhard Moor dem Jörg eine wahre Rarität.» Jörg Fankhauser trug seit diesem denkwürdigen Moment offiziell eine alte Dienstmarke der Langenthaler Gemeindepolizei auf sich. Und sein Tretauto trug die Nummer BE 113.

Damit aber nicht genug, wie damals auch in der BZ zu lesen war: «Gerne nimmt Jörg auch an Carfahrten teil. Dort darf er jeweils vorne neben dem Chauffeur sitzen. Dieses Privileg wurde ihm auch gestern Abend zuteil. Nachdem er die Dienstmarke erhalten hatte, gab es eine kurze Carfahrt über die Linden. Beim abschliessenden Imbiss im *Gässli* sorgte der Jodlerclub *Echo* für musikalische Unterhaltung.»

Zu den Carfahrten sei nachzutragen: Das mit dem Sonderplatz von Jörg im Car hat immer viel zu reden gegeben. Vor allem bei jenen älteren Damen, die es gewohnt waren, ganz vorne beim Chauffeur und Reisebegleiter zu sitzen. Die waren eifersüchtig und sauer, weil der Chauffeur stets Jörg den Vorzug gab. Ihr Widerspruch fruchtete nie. Jörg hat es genossen.

Jörgs Tretauto voller Kleber und mit einem grossen Mercedes-Stern auf der Kühlerhaube: ein Unikat. Gebaut von der Langenthaler Mercedes-Garage und in einer lokalen Carosseriewerkstätte. Das Auto steht heute im Dachstock des Ortsmuseums. Das freute Jörg sehr. Er durfte sich an seinem 80. Geburtstag nochmals reinsetzen, was zwar nicht ganz gelang. Das Cockpit zu eng. Jörg posierte stolz mit einem Bein draussen. Was fehlte, ist das Fähnchen auf der Stange am Heck. Das hatten Corina und Peter Waber ein paar Wochen nach Mutters Tod am Auto montieren lassen.



Damit man Jörg auf der Strasse unter den hohen Trottoirs besser sah. Mutter Clara hatte von solchen *Markierungen* ihres Sohnes nichts gehalten.

Corina schenkte ihrem Bruder nach Mutters Tod ein Generalabonnement der SBB. Vor allem für seine Reisen mit dem *Bipperlisi* nach Solothurn. Er besuchte bis ins hohe Alter Jahr für Jahr die Heso, die Herbstausstellung. Man kannte ihn auch dort, freute sich auf seine Besuche, liess ihn degustieren und geniessen. Wabers hatten Jörg *eingebläut*, auf seinen Zugreisen unterwegs ja nicht umzusteigen oder schon vom Start weg einen anderen Zug als geplant zu nehmen. Einmal tat er es trotzdem. Noch hatte man Jörg in Langenthal nicht vermisst. Der Anruf kam gegen Abend aus Luzern. Hier sei am Bahnhof ein Jörg Fankhauser gestrandet, der noch auf die Rigi möchte. Nun sei es schon dunkel, das letzte Zügli zur Rigi längst abgefahren. Zum Glück fuhr ein nächster Zug nach Olten, wo Jörg zwar nicht umsteigen durfte, aber abgeholt wurde.

Natürlich war Jörg ab und zu stur wie ein Kind. Er war eigensinnig, eigenwillig, eigenartig und einzigartig. Er liebte Desserts: Cremeschnitten, Schwarzwäldertorte. Er wurde oft eingeladen. Nicht nur von Dr. Marti. Auch von jenen, bei denen er Teil der Kindheitserinnerungen war. Ins Bäregg. Ins Migros. Jörg beschenkte sie alle wie mich mit Hunderten von Kunstwerken auf kleinen bunten Zetteln: Bänkli, Katzen, Vögel, Häuser. Er beglückte mit kindlich-erwachsen formulierten Fragen und Antworten. Mit verblüffenden Weisheiten aus seiner Welt. Er kannte aber auch den aktuellen Wetterbericht haargenau.

Jörg konnte nicht weinen. Es flossen keine Tränen. Nie. Es gab sie nicht. Berührte ihn etwas stark, schwieg er einfach. Nach dem frühen Tod des Vaters warf er kleine Wattebüschel in die Luft, die ihn erreichen sollten. Ebenso, als seine Mutter ging. Unter seinem Balkon im Lindenhof ein Meer von Watte. Um den Watteverbrauch zu reduzieren, riet ihm seine Schwester, es doch mit Seifenblasen zu versuchen. Jörg war hell begeistert. Er tat von nun an das eine wie das andere.

Corina Waber zeigt wieder auf eine Farbfoto im Album. Schau, seine Hände. Jörg hat schöne, feine Hände. Und dieses Gesicht. Ein Charak-



terkopf. Prächtig gealtert. Jörg sei eine Persönlichkeit gewesen. Eine Bereicherung, kaum je eine Belastung. Als ihre Mutter gestorben war und sie beide zur Abdankung nebeneinander im Kirchbank sassen, habe der kleine grosse Bruder sie, die grosse kleine Schwester, in die Arme genommen und getröstet. Er sei für sie da. Der Jörg.

Jörg hat die Namen seiner Verwandten, Bekannten und Freunde in einem kleinen Büchlein notiert. Starb jemand, holte er seinen dicksten schwarzen Filzstift hervor und strich dessen Namen durch. Einzig *Vater* und *Mutter* liess er stehen.

In den letzten Jahren versagte Jörgs rechter Arm zunehmend seinen Dienst. Kein Halten, kein Zeichnen mehr. Die Sprache kippte allmählich ins Unverständliche. Der Rollator gab zu wenig Halt. Der Rollstuhl hielt Jörg einigermaßen mobil. Dazu die helfenden Hände der Pflegenden. Jörg habe sich auch jetzt nicht beklagt, sagt seine Schwester.

Jörg Fankhausers Urne wurde zu den Urnen der Eltern gelegt. Jörgs Name fehlt auf der Namenstafel des Gemeinschaftsgrabs auf dem Friedhof Langenthal. Genauso wie die Namen seiner Eltern. Die Möglichkeit, sie auch hier namentlich zu *verewigen*, gab es noch nicht, als die Urnen von Vater und Mutter begraben wurden. Deshalb fehlt auch der Name von Jörg Fankhauser auf der Tafel. Seine Verwandten begleiteten ihn zum Klang der Kirchenglocken im kleinen Kreis zur letzten Ruhe. Statt Wattevolken liessen sie rote Ballone in den Himmel steigen. Für Jörg.



Hans Gostelis letzte Fahrt

Jürg Rettenmund

Es war, vermutete «Der Eisenbahner», die Zeitung des Schweizerischen Eisenbahner-Verbandes (SEV), eine Beerdigung, wie sie Huttwil noch nie gesehen hatte.¹ Am 23. September 1937 wurde Hans (Johann) Gosteli, Zentralpräsident des Verbandes des Personals der Privatbahnen und Dampfschiffgesellschaften (VPD) zu Grabe getragen. Nach einem kurzen Gebet des Pfarrers beim Wohnhaus des Verstorbenen setzte sich die Trauergemeinde Richtung Friedhof in Bewegung. «Dem einfach geschmückten Leichenwagen voran wurden Kränze getragen, auf zwei Traggestellen folgten weitere Kränze, die meisten mit Schleifen mit entsprechenden Widmungen. Den Familienangehörigen schlossen sich die uniformierten Kollegen an, dann folgten die zahlreichen Teilnehmer in Zivil.» Aus allen Gegenden des Landes waren die Kollegen des Zugführers der Huttwiler Bahnen gekommen, «viele in der Dienstuniform». «Die Sektionen des VPD waren fast restlos durch grössere und kleinere Delegationen vertreten, die Zentralausschüsse der übrigen Unterverbände des SEV, Geschäftsleitung und Gewerkschaftsamt hatten Abordnungen entsandt.» Bereits einen Tag nach der Beerdigung hatte «Der Eisenbahner» dem Huttwiler Gewerkschafter seine Titelseite gewidmet.² Nun blickte in der Kirche Robert Bratschi, Generalsekretär des SEV,³ auf das Leben von Johann Gosteli zurück. Er sei ein flotter Eisenbahner gewesen, der Freude hatte an seinem «schönen, aber schweren und verantwortungsvollen Beruf». Er sei in den «sturmbewegten» neunziger Jahren ins Berufsleben eingestiegen, als es «sozial um die Eisenbahner nicht am besten bestellt» war. Eine Zeit, in der «Arbeitszeit, Löhne, Versicherung, kurz, die Arbeitsbedingungen der Eisenbahner im argen lagen». Eine Zeit, in der «es überall fehlte und gährte in der schweizerischen Eisenbahnerschaft». Man sei «an der Wiege der grossen Gewerkschaften und am Vorabend wichtiger Ereignisse gestanden».

Zur Welt gekommen war Hans Gosteli am 23. März 1876 in Ursenbach als Sohn des dortigen Landjägers. Dieser war jedoch bereits vor seiner Geburt gestorben. Die Mutter zog in der Folge nach Bagen bei Aarberg



um, wo der Halbweise zusammen mit einem Bruder und einer Schwester aufwuchs. In Bagen besuchte er die Primarschule, anschliessend in Aarberg die Sekundarschule. Um die französische Sprache zu lernen, ging er nach dem Abschluss der obligatorischen Schulzeit nach Fontaines im Val-de-Ruz im Kanton Neuenburg. Am 30. November 1889 hatte im Langetental die Langenthal-Huttwil-Bahn ihren Betrieb aufgenommen. Eine Patin bemühte sich darum, dass Johann Gosteli und sein Bruder dort eine Lehrstelle fanden. Hans konnte am 1. August 1892 als Stationslehrling in den Dienst der Bahn eintreten. Am 1. Januar 1894 erhielt er eine feste Anstellung als Gehilfe des Verkehrsbüros. Doch er wollte in den äusseren Eisenbahndienst, was er noch am 1. April des gleichen Jahres erreichte: Er wurde Ersatzkondukteur. Am 1. Januar 1903 wurde er schliesslich zum Zugführer gewählt, einen Dienst, der er bis zu seiner Pensionierung am 1. März 1933 versah.

Bereits mit seiner ersten Anstellung, im Alter von 18 Jahren trat er der Gewerkschaft der Huttwiler Eisenbahner bei, die dem Verein Schweizerischer Eisenbahn- und Dampfschiffangestellten (VSEA) angehörten. Zwei Jahre später vertrauten diese ihm schon die Kasse ihrer Sektion an. 1903 schlossen sich die Privatbahnangestellten im Verband des Nebenbahnpersonals (VNP) innerhalb des VSEA enger zusammen, wobei sich Johann Gosteli dort im Zentralvorstand engagierte. Der VNP war nach dem Vorortsprinzip organisiert, das heisst, eine Sektion leitete jeweils auch die Verbandsgeschäfte. 1912 wollte Wädenswil diese Aufgabe abgeben und fand in Huttwil den Nachfolger. Hans Gosteli wurde deshalb in diesem Jahr nicht nur Präsident der Huttwiler Sektion, sondern Zentralpräsident des VPD. Während er in Huttwil das Präsidium 1928 abgab, behielt er die leitende Funktion im Verband bis zu seinem Tod.

Er habe in dieser Funktion zu den Pionieren des Einheitsverbandes, des SEV, gehört, hielt Robert Bratschi in der Kirche Huttwil fest. Und als sich die Eisenbahner nach dem Landesstreik 1918 für den Beitritt zum Schweizerischen Gewerkschaftsbund aussprachen, habe auch er diesen Schritt propagiert.

Bratschi schilderte Gosteli als Mann der Verständigung, der auch dabei gewesen sei, als die Ascoop als Pensionskasse für das Personal der schweizerischen Transportunternehmungen gegründet worden sei. «Entscheidend war seine nie wankende Ueberzeugung von der Güte der Sache, der er sein Leben geweiht hatte. Seine tiefe Liebe zu ihr. Seine unverbrüchliche und unerschütterliche Treue. Das gab ihm die Kraft, das ebnete ihm den Weg, das half ihm Aufgaben mit Leichtigkeit lösen, wo andere tausend Hindernisse gefunden hätten, denn er begegnete überall einem fast grenzenlosen Vertrauen.» Der Generalsekretär des SEV unterliess es nicht, darauf hinzuweisen, dass der Zentralpräsident des VPD die Leitung des Verbandes «mit gegen 100 Sektionen und äusserst komplizierten Verhältnissen» neben seinem Beruf als Zugführer einer Privatbahn mit langer Arbeitszeit und wenig Ruhetagen und Ferien erledigt habe. Seit 1919 gehörte Johann Gosteli zudem der Sozialdemokratischen Partei an, war Präsident der Sektion Huttwil und des Amtsverbandes Trachselwald. Während einer Amtsperiode vertrat er diese auch im Huttwiler Gemeinderat.

Mit dem Kollegen Johann Gosteli sei ein Mann gestorben, «den wir schwer missen werden», schloss «Der Eisenbahner» seinen Nachruf. «Im ernstesten Streben, seine Tätigkeit fortzusetzen und seinem Vorbild nachzueifern, werden wir ihm das schönste und unvergänglichste Denkmal setzen.» Diesbezüglich irrte der Verfasser.

In all den Würdigungen, die Johann Gosteli bei seiner Beerdigung erfuhr, fällt doch auf, dass von seinem erfolgreichen Wirken als Streikführer der Huttwiler Eisenbahner im September 1918⁴ keine Silbe erwähnt wurde. 1933 hatten in Deutschland die Nationalsozialisten die Macht übernommen. Gegen diese Bedrohung rückten in der Schweiz die politischen Kräfte und die Gesellschaft zusammen. Im Juli 1937, also bloss zwei Monate vor Johann Gostelis Begräbnis, unterzeichneten Arbeitgeber und Gewerkschaften in der Metallindustrie ein Friedensabkommen – ein Signal für Gesamtarbeitsverträge in der gesamten Wirtschaft.⁵ In diese Stimmung passten die Streiks am Ende des Ersten Weltkriegs nicht mehr ins Bild. Viel besser passte in schon fast religiöser Überhöhung der gute Hirte. Dieser will, wie Robert Bratschi es formulierte, «die ganze Herde bei sich haben. Hans Gosteli war ein guter Hirte.» Zusammen mit dem Eisenbahnerstreik ist in der Folge jedoch auch sein Führer aus dem Bewusstsein der Huttwilerinnen und Huttwiler verschwunden. Ein Denkmal wurde ihm bis heute keines gesetzt.

¹ Der Eisenbahner, 1.10.1937. ² Der Eisenbahner, 24.9.1937. ³ HLS, Bd. 2, S. 661.

⁴ Vgl. Jahrbuch des Obergerichts 2018, S. 234 ff. ⁵ Vgl. Stichwort «Arbeitsfrieden im HLS, Bd. 1, S. 455–456.

In Langenthal praktizierende Tierärzte in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts

Samuel Luder-Keller

Im Jahre 1900 ist die damalige an der Engehaldenstrasse in Bern liegende Tierarzneischule als kantonales Tierspital der Universität Bern angegliedert worden. Der Beruf des Tierarzts war somit zu einem Beruf mit Universitätsabschluss geworden.

Noch vor dieser Zeit praktizierte in Langenthal Tierarzt Hans Herzog (1828–1891). Von 1867 bis 1891 war er auch nebenamtlicher Gemeindevorsteher von Langenthal. Er wohnte zusammen mit seinem als Zuckerbäcker tätigen Bruder im noch heute bestehenden Haus an der Herzogstrasse. Das Haus grenzt an die Markt- und Reithalle an. Die beiden Brüder blieben unverheiratet. Hans Herzog ermöglichte durch eine grosszügige Landschenkung des zur Hausparzelle gehörenden Landes den Bau der Markthalle an der nach ihm benannten Strasse.

Anfangs des 20. Jahrhunderts praktizierten in Langenthal die Tierärzte Dr. Fritz Schneider und Dr. Herren. Ersterer praktizierte an der Jurastrasse, letzterer an der Bahnhofstrasse. Dazu gesellte sich Tierarzt Adolf Scheidegger (gestorben 1957) als Dritter auf dem Platz. Er praktizierte an der Gartenstrasse (heute Haus Dübendorfer) und war von 1912 bis 1921 Präsident des Kynologischen Vereins Oberaargau (ab 1931 Kynologischer Verein Langenthal) sowie Mitorganisator von internationalen Hundeausstellungen in Langenthal.

1917 übernahm Alfred Nyffenegger die Praxis des verstorbenen Fritz Schneider. 1931 verstarb Tierarzt Herren; dessen Praxis übernahm Max Findeisen. Von diesen beiden Nachfolgern ergibt sich aufgrund von persönlich niedergeschriebenen Lebenserinnerungen, Abdankungsreden, Denkschriften und Nachrufen ein Bild, wie das berufliche und gesellschaftliche Leben eines in Langenthal praktizierenden Tierarztes in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts ausgesehen hat.

Alfred Nyffenegger bei der Untersuchung eines Pferdes vor seiner Praxis an der Jurastrasse in Langenthal.
Foto: zvg



Alfred Nyffenegger-Hubschmid (1893–1971)
Auszug aus seinen Lebenserinnerungen

Kinder- und Jugendzeit

Am 28. März 1893 kam ich als dritter Sohn des Jakob Nyffenegger, Notar und Gemeindeschreiber in Ersigen, und der Emma, geborene Schärer, zur Welt. Am 5. Mai 1903 zählten wir schon fünf Geschwister. Unser lieber Vater hatte das 48. Lebensjahr erreicht, die Mutter war 33 Jahre alt. Am Abend dieses Tages erlag der Vater einer Herzkrise.

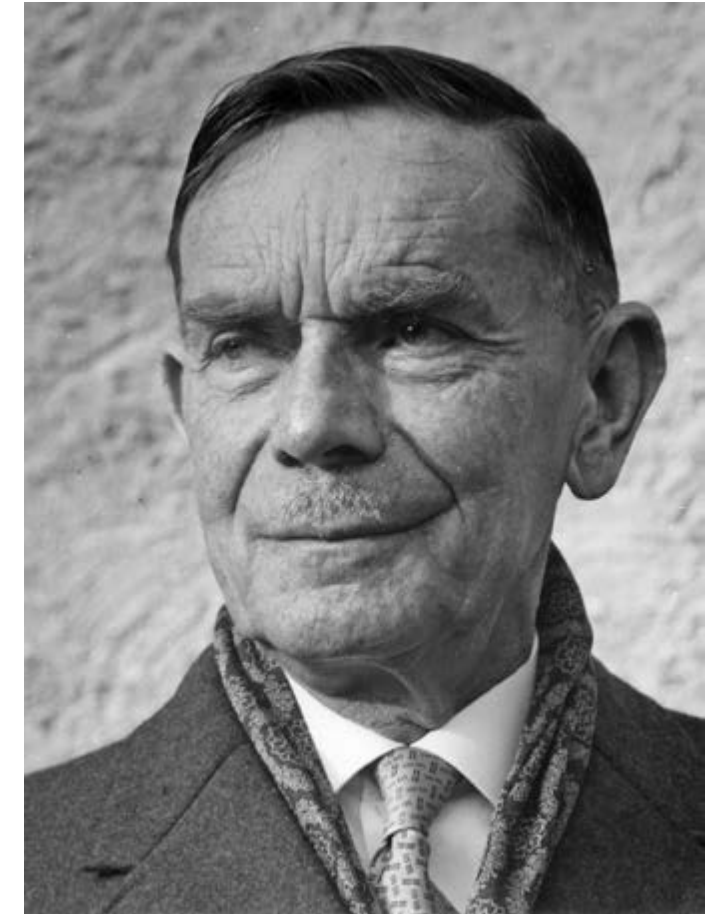
Nach fünf Jahren Primarschule besuchte ich die Sekundarschule in Kirchberg. Dort bangte mir am meisten vor dem Turnunterricht. Ich hatte in der Kindheit oft und viel unter Krankheiten aller Art zu leiden gehabt, und so hatte sich mein Körper nicht recht entwickeln können.

Nach meinem achten Schuljahr ging ich ins Gymnasium nach Burgdorf. Ich musste von nun an im Sommer immer um halb fünf Uhr aufstehen, was mir auch heute noch nicht sehr angenehm ist. Das Turnen war auch im Gymnasium nicht meine stärkste Seite, darum schwänzte ich die Turnstunden am liebsten. Im Herbst 1912 bestand ich die Matura. Ich musste mich für einen Beruf entscheiden. In unserer Gegend fehlte ein Tierarzt, und mein alter Freund, der Küffer Fritz, hatte mich den Umgang mit den Haustieren gründlich gelehrt. So war meine Mutter rasch mit mir einig, als ich den Wunsch äusserte, Tierarzt zu werden. Ich übersiedelte nach Bern.

Studenten- und Assistenzzeit in Bern

Wir befanden uns am Anfang des Ersten Weltkriegs. Dass da etwas faul sein musste, erkannte ich an meinem ersten Semester an der Hochschule. Die Hörsäle waren überfüllt mit Oststudenten. Zum grössten Teil waren es russische politische Flüchtlinge, die das schweizerische Asylrecht beanspruchten. Neben meiner Bude hatte eine schöne russische Studentin ihr Zimmer. Von Zeit zu Zeit erhielt sie Besuch eines kleinen Männchens mit schwarzem Mantel und schwarzem Hut. Ein bleiches Gesicht mit mongolischem Einschlag, tiefliegende Augen, vorstehende Backenknochen und ein Spitzbärtchen waren seine Merkmale. Jedesmal entstand dann drüben eine lautstarke Diskussion, wobei hauptsächlich die männliche Stimme zu hören war. Ich habe den Mann später oft genug auf Abbildungen gesehen. Es war Lenin.

Alfred Nyffenegger.
Foto: Wilhelm Felber



Nach dem Staatsexamen als Tierarzt 1916 blieb ich ein halbes Jahr als Assistent bei Prof. Schwendimann an der veterinär-chirurgischen Klinik des Tierspitals. In Langenthal suchte man einen Nachfolger für den verstorbenen Dr. Fritz Schneider. Ich meldete mich um die Stelle und wurde angenommen, obwohl ich eigentlich zu jung, unerfahren und unverheiratet war. Der Abschied von meinem Geburtsort gab mir viel zu schaffen. Tierarzt dort in der von mir erträumten Welt konnte ich nicht mehr werden. Ein junger, flotter und gut ausgewiesener Kollege hatte sich dort niedergelassen.



Jurastrasse 25 (linkes Haus).
Foto: Daniel Gaberell

Umzug nach Langenthal, Praxiseröffnung an der Jurastrasse 25

Am 12. März 1917 fuhr ich mit der Bahn und mit einem kleinen Kofferli bewehrt nach Langenthal. Am Montag, den 13. März, eröffnete ich die Praxis an der Jurastrasse 25. Frau Witwe Schneider nahm mich in Kost und Logis und gab Bescheid am Telefon und in der Apotheke. Bald war sie dessen müde; ich musste mich nach einer andern Kraft umsehen und fand sie in der Person meiner ledigen Schwester Ida. Sie aber verheiratete sich ein Jahr später, und ich war wieder allein. Da hob kurzentschlossen meine Mutter ihren Haushalt in Ersigen auf und führte das Szepter an der Jurastrasse. Sie schüttelte den Haushalt, bediente das Telefon, gab Auskunft in der Apotheke und besorgte schlecht und recht noch die Buchhaltung. Ein bisschen viel für das alternde Mueti.

Ich begann im Stillen nachzuschauen, ob sich trotz meiner schwachen Konstitution eine heiratsfähige Tochter fände, die mich nähme. Ich fand sie in der schönen, jungen Tochter Hanny Hubschmid in der oberen Schmiede in Madiswil. Sie war kaum zwanzig und ich erst vierundzwanzig Jahre alt. Im Frühjahr 1922 wurden wir ein glückliches Paar. Mein Mueti war heilfroh, dass ich Hanny heimführen konnte.

Tierärztliche Tätigkeiten

Anfangs ähnelte mein Praxisbetrieb einem Junggesellenheim. Von der Studentenverbindung Helvetia hatte ich mir allerhand Studentenallüren in den grauen Alltag hinübergerettet. Kein Tag verging, bei dem nicht irgendein Kamerad bei mir zu Tische sass, selten der Abend, den ich nicht in Freundeskreisen verbrachte und glücklich der Morgen, an dem ich ohne Kopfweh und Katzenjammer erwachte. Meine Mutter duldete das. Sie war zufrieden, wenn ich darob nicht meine täglichen Pflichten versäumte. Trotz dieser «ausserberuflichen Tätigkeit» fand ich rasch Arbeit, und meine Praxis entwickelte sich zufriedenstellend. Bald merkte ich, dass eine Privatpraxis mühsamer ist als die unbeschwerte Assistentenzeit am Tierspital. Die Notfälle und die vielen Fahrten in der Nacht unterschieden sich sehr vom geregelten Betrieb in der Klinik.

Neben meiner Tätigkeit als praktizierender Tierarzt amtierte ich auch als Fleischschauer und als Markttierarzt. Ich sass im Vorstand der hiesigen Pferdeversicherung. Über den Winter gab ich im Waldhof jede Woche zwei Stunden Tierheilkunde und während kurzer Zeit versuchte ich den

Universität Bern, Studentenverbindung Helvetia, Alfred Nyffenegger
Zweiter von links.
Foto: zvg



Metzgerlehrlingen die Notwendigkeit der Fleischschau zu erklären. Hie und da schrieb ich etwas in unser Fachblatt. Ich schrieb über Mangelkrankheiten, über die Serumbehandlung des Starrkrampfs, über Schutzimpfungsversuche gegen die Maul- und Klauenseuche und über Tuberkulose-Sanierungsversuche.

Praxisautos

Ich habe in den 45 Jahren meiner Praxis elf Autos gehabt. Der erste und der letzte waren Opel. Sie waren im Laufe der Jahre immer besser geworden. Die Ausrüstung der Fahrzeuge nach dem Ersten Weltkrieg war mehr als mangelhaft, und die Strassen waren in einem wesentlich schlechteren Zustand als heute. Zum Besuch der Klienten standen meinem Vorgänger zwei Autos und – wenn diese versagten – ein rassiges Traberpferd am Zweiräderwagen zur Verfügung. Bei meinem Antritt waren Pferd und Zweiräderwagen verkauft. Der Opel meines Vorgängers sah etwa so aus wie eine kleine Chaise. Ein ledergepolsterter offener Zweisitzer mit vier Rädern und einem vorne tief hinabreichenden Verdeck. Türen waren keine vorhanden. Als Kotflügel fungierten vier waagrecht angebrachte Bretter oberhalb der Räder. An den vorderen waren zwei schön verzierte, kupferne



Alfred Nyffenegger in seinem ersten Auto unterwegs.
Foto: zvg

Petroleumlampen angebracht, die eher als Signallampen als zum Beleuchten der Wege dienten. Windschutzscheiben fehlten noch.

Den Winter lernte ich von einer andern Seite kennen. Wie oft blieb ich da in einer Wächte, im hohen Schnee oder in einem verwehten Graben stecken. Kein Mensch sonst liess sich verleiten, bei Schneegestöber und verwehten Wegen auszurücken. Ein schneereicher Winter war für uns Autofahrer damals ein Martyrium. Kein Rückwärtsgang und die Pneus hatten keine Profile. Bei Schneegestöber musste man laufend anhalten und die Scheiben von aussen reinigen. Die Strassen wurden nicht «geschnutzt», Schneeverwehungen liess man einfach liegen. Da kam dann dazu, dass man stundenweite Fusstouren im Schnee machte, oder dass man doch fuhr und das Risiko auf sich nahm, zwei oder drei Mal im Schnee stecken zu bleiben. Ich probierte auch mit Skiern zu praktizieren, aber ich kam damit nicht weit. Manchmal ritt oder fuhr ich mit Pferd und Schlitten. Oft musste man am späten Abend einsehen, dass man noch nicht alles gemacht hatte.

Man erzählte mir, dass mein Vorgänger bei Regen und Schnee in einen Schlafsack «geschlossen» sei, der unten die Füsse herausgelassen habe zum Bedienen der Fusshebel. Den Schlafsack habe er möglichst hoch hinaufgezogen. Ein Pelzkäppli, eine schwere Schutzbrille und dick gepolsterte Handschuhe hätten seine Ausrüstung zum Autofahren ergänzt. Die Autos waren im Laufe der Jahre immer besser ausgerüstet worden. Das offene hat dem geschlossenen Platz gemacht. Zur Windschutzscheibe kamen der Scheibenwischer, der Scheibenwärmer, der Scheibenwascher, der Anlasser und dazu die Wagenheizung. Das Verhältnis von Motorstärke und Gewicht des Wagens war besser ausgeglichen, die Pneus sind profiliert, die Wagenbeleuchtung ist jetzt sehr gut, die Wege sind gut gekennzeichnet und von Schnee geräumt, sodass man nur auf Seitenwegen und im Schneegestöber stecken bleiben kann.

Freizeit

Ich eröffnete meine Praxis am Ende des Ersten Weltkriegs, zu einer ereignisreichen Zeit, in der die Politik besonders hohe Wellen schlug. Kommunistischer Aufstand in Russland, Beginn des «Nazismus» in Deutschland und des Faschismus in Italien sowie Generalstreik in unserem Lande. In Langenthal war man im Begriff, eine neue Partei zu gründen: die Bauern-,

Der Männerchor Langenthal am Gesangsfest 1922. Alfred Nyffenegger, oberste Reihe in der Mitte.
Foto: zvg



Gewerbe und Bürgerpartei. Natürlich musste ich Farbe bekennen. Ich schloss mich dieser jungen Partei an und wurde Mitglied des Grossen Gemeinderats und verschiedener interessanter Kommissionen. Ich sass im Vorstand des Verschönerungsvereins und war während kurzer Zeit Mitglied des Kirchgemeinderats.

Ich war auch Mitglied des hiesigen Männerchors. Ich hatte Freude am Gesang und am geselligen Beisammensein nach den Proben. Häufig wurde ich zu einem Notfall weggeholt. Fast regelmässig war einer der vielen Männerchörler bereit, mich zu begleiten. Mein treuester Helfer war da der alte Rössler, Artilleriehauptmann, Bezirksgeometer Ernst Kormann. Er fuhr schon mit, als ich einen billigen Zweisitzer lenkte, dessen rechtes Hinterrad die schlechte Gewohnheit bekam, sich auf voller Fahrt selbstständig zu machen. Plötzlich hüpfte es dann in munteren Sprüngen dem Wägeli voraus, das auf drei Rädern nicht weiterfahren wollte und zusammensackte. Um heimzukommen, musste erst die einzige Radmutter, an der das Rad befestigt war, wiedergefunden werden. Eine unvergessliche Nacht war jene, als Ernst um Mitternacht zu einem Notfall mitkam, obwohl wir mit beiden Familien an der Tafelrunde des Männerchors dem Tanz oblagen. So fuhren wir im Tanzwichts – Gummistiefel und

Ueberkleider lagen im Wagen bereit – vom Bären fort und hatten fest im Sinn, sofort wieder zurück zu sein. Kaum weggefahren, fing es sachte zu schneien an. Die vielen Flocken fielen immer dichter, sie deckten Feld und Wald mit weisser Pracht. Freund Ernst war begeistert. Meine Begeisterung war gering. Es schneite noch, als wir um drei Uhr morgens uns anschickten, heimzufahren. Wir hatten, um heimzukommen, zwei ordentliche Steigungen zu überwinden. Die zweite, der Gjuchstutz in Melchnau, hatte eine so giftige Spitzkehre, dass wir abrutschten, an Fahrt verloren und im tiefen Strassengraben stecken blieben. Wir liessen den eingekuppelten Motor laufen, sprangen aus dem Wagen und schoben aus Leibeskräften. Plötzlich fuhr uns der Ford davon, bis er vom andern Strassenbord aufgehalten wurde. Es dämmerte schon, bis wir schliesslich mit nassen Tanzschuhen und Hosenrohren oben ankamen. Es war ein verlorener Abend. Ernst schimpfte; ich schwieg und dachte, dass unsere beiden Frauen auch schon auf uns gewartet hatten, wenn wir bei Gesang und Kartenspiel verweilten.

Militärdienst

Es ist kein Geheimnis, dass ich mich nicht mit allen Kollegen aufs Beste vertrug. Nach dem grossen Seuchenzug von 1918 bis 1920 gelang es ihnen, mich vorübergehend als Kreistierarzt aus dem Sattel zu heben. Der Kantonstierarzt, Jakob Jost, war ihnen behilflich. Dass der gute Mann Oberst und ich Staatskrüppel war, wurde mir zum Verhängnis. Später haben wir zwei uns recht gut verstanden.

Dass ich nicht diensttauglich war, hat mir zu einem Minderwertigkeitskomplex verholfen und mir überhaupt geschadet. Es hatte zur Folge, dass ich kein Offizierspferd nötig hatte, dass es manche Bekanntschaft mit Kollegen verunmöglichte und mich von manchem Weiterbildungskurs abhielt. Nachdem ich die halbe Rekrutenschule absolviert hatte, wurde ich «ausgeschifft». Bei einer Nachkontrolle fand die UC, dass ich in meiner Jugend eine Tuberkuloseinfektion durchgemacht haben müsse, die nicht ausgeheilt sei.

Umzug an die Herzogstrasse

Zweiundzwanzig Jahre lang hatte ich an der Jurastrasse, im Hause des Herrn Samuel Grossenbacher, Weinhandlung en gros, gewohnt und

praktiziert. Nun starb er, und der Besitz ging in andere Hände über. Ich einigte mich mit den Erben, dass ich einen neuen Unterschlupf suchte. Wir fanden einen Bauplatz in der Nähe der Markthalle. Wir sassen stundenlang mit unserem Architekten, Hans Bühler, zusammen. Im Mai 1941 war das neue Haus bezugsbereit.

Ich war mittlerweile der einzige Tierarzt auf Langenthaler Boden. Mehr und mehr machte sich bei mir das Alter bemerkbar. An meinem sechzigsten Geburtstag hätten wir am liebsten das Geschäft an den Nagel gehängt. Es war dazu jedoch zu früh. Mein Assistent und späterer Schwiegersohn Willi Luder hatte in Aarwangen einen Kollegen (Dr. Mäder), der fortzog, ersetzt. Von dort sprang er für mich bei Tag und Nacht sehr häufig ein. Ich war heilfroh.

Umzug an die Schulhausstrasse, Ruhestand

Im Oktober 1958, einundvierzig Jahre nach meinem Amtsantritt, haben Hanny und ich ein ruhiges Plätzli an der Schulhausstrasse gefunden. Für uns sind nun die Flitterwochen, für die wir vorher nie recht Zeit gehabt haben, angebrochen. Meine Gesundheit aber lässt zu wünschen übrig, schliesslich habe ich den siebzigsten Geburtstag hinter mir. Am liebsten sitze ich herum, lese und schreibe ein paar Zeilen, beschäftige mich mit den Grosskindern und plaudere mit Hanny. Wir können lachen, ohne faule Witze «verzapfen» zu müssen; Hanny zerdrückt auch etwa eine Träne, wenn wir über Zukunft und Ende nachdenken. So reiht sich ein Tag an den andern. Bald erfüllt sich uns das schöne Lied von Goethe:

Über allen Gipfeln ist Ruh.
In allen Wipfeln spürest du
Kaum einen Hauch;
Die Vögelein schweigen im Walde.
Warte nur, balde
Ruhest du auch.

Epilog/Nachfolge

1958 gab Willi Luder seine Tierarztpraxis in Aarwangen auf und übernahm die Praxis seines Schwiegervaters Alfred Nyffenegger in Langenthal. Die Praxis in Aarwangen übernahm Dr. Hans Buchli, der 1966 nach Lan-

genthal übersiedelte und an der Untersteckholzstrasse praktizierte. Seit 1990 wird die Praxis von Dr. Christoph Salm weitergeführt. Er praktiziert an der Lotzwilstrasse.

Die Tierarztpraxis von Alfred Nyffenegger und seinem Nachfolger Willi Luder wurde ab 1987 von den Geschwistern Samuel und Christine Luder zusammen mit Bruno Unternährer an der Herzogstrasse weitergeführt. Seit 2017 ist die Praxis aufgeteilt: Dr. Christine Luder hat die Kleintierpraxis übernommen und praktiziert an der Herzogstrasse; Dr. Bruno Unternährer führt an der Mittelstrasse die Grosstierpraxis.

Max Findeisen-Werder (1896–1941)

Auszug aus Nachrufen

Max Findeisen ist in Stäfa geboren und in Bern aufgewachsen. Dort besuchte er die Schulen und bestand 1921 an der Universität Bern das Staatsexamen als Tierarzt. Max Findeisen ist aus innerem Bedürfnis Tierarzt geworden. Seine Liebe zur Natur und sein Mitfühlen mit der leidenden Kreatur haben ihn veranlasst, denjenigen Beruf zu ergreifen, in welchem er am besten und mit seinem ganzen Wesen seine Kräfte in den Dienst der Tierbehandlung und des Tierschutzes stellen konnte. Schon als Student zeigte er seine Vorliebe für die Behandlung von kleinen Haustieren. Nach einer Assistenzzeit bei Prof. Schwendimann am Tierhospital Bern und nach Erlangung der Doktorwürde der Veterinärmedizinischen Fakultät im Herbst 1922 gründete er in Zollbrück i. E. eine eigene Praxis. Zur gleichen Zeit schloss er auch den Bund der Ehe mit Clara Werder aus Bern. Das Adoptivtöchterchen Liselotte fand in ihrem Kreis ein glückliches Heim.

Umzug nach Langenthal

Als im Herbst 1931 Tierarzt Herren in Langenthal gestorben war, siedelte Dr. Findeisen nach Langenthal über und übernahm dessen Praxis. Hier konnte er sein Spezialfach – die Kleintiermedizin – besser zur Geltung bringen.

Die Familie Findeisen wohnte im Haus von Dr. Herren an der Bahnhofstrasse vis-à-vis der Brauerei Baumberger zwischen dem Bazar und dem

Postgebäude. Später zügelte die Familie Findeisen in den Anbau des Hotels Bären. Die Tierarztpraxis war im ersten Stock gegen den Bärenhof zu eingerichtet; vorne waren der Merkurladen, die Blumenhandlung Broggi und der Bally-Schuhladen.

Berufliche Tätigkeiten

Max Findeisen hatte eine selten hohe Auffassung seines Berufs. Bei Tag und Nacht, sonntags und werktags war er bereit, den betroffenen Besitzern mit Rat und Tat beizustehen. In Langenthal eröffnete sich ihm ein schönes und dankbares Tätigkeitsfeld. Frühzeitig hatte sich Max Findeisen auf die Kleintierpraxis spezialisiert. Es war damals eher eine Seltenheit, dass Tierärzte auch Hunde, Katzen und Kaninchen behandelten. Er machte sich bei der Behandlung der Kleintiere, im Besonderen der Hunde, weit herum den Namen eines hervorragenden Spezialisten. Der Ornithologische Verein Langenthal bezeichnete Findeisen als eine weitbekannte Persönlichkeit, die auch auf dem Gebiet der Geflügel- und Kaninchenmedizin Hervorragendes geleistet hatte.

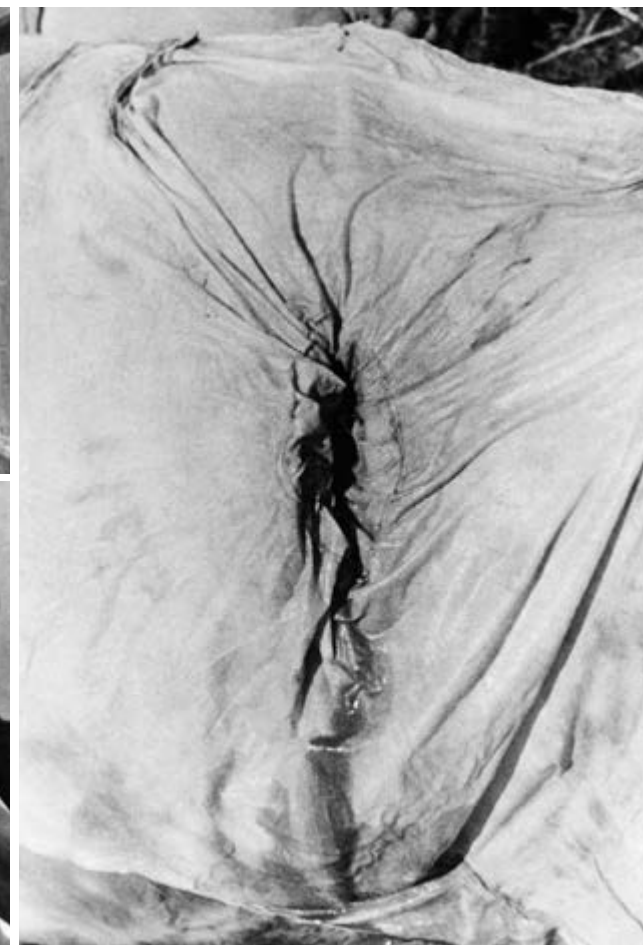
Damals stellten die Tierärzte einiges an Medikamenten selber her. Der Praxisraum hiess denn auch «Apotheke». Er war mit vielen Regalen voller Flaschen und reihenweise Schubladen mit Pulvern zur Herstellung von Arzneien ausgestattet, alles schön lateinisch beschriftet. Für den «Stilli-Völili-Trank» und den «Milch- und Ausputztrank» für Kühe mischte man in einem grossen Becken Pulver und füllte es in selbstgemachte Papierzylinder ab. Nach eigener Rezeptur und unter Mithilfe der Familie wurden «Angivit»-Tropfen gegen die Angina vitellorum (Angina der Kälber) hergestellt. Dr. Findeisen bediente Kaninchenhalter auf Bestellung mit Tropfen, «Fila-Tro» und «Fila-Cor» («Fila» stand für Findeisen Langenthal) gegen Trommelsucht und Schnupfen bei Kaninchen.

Mit Dr. Max Findeisen als Nachfolger von Dr. Herren verbesserte sich die Kollegialität der Tierärzte in Langenthal. Als Kollege war Dr. Findeisen äusserst verträglich und gern gesehen. Neid und Missgunst kannte er nicht. Bei Fremdkörperoperationen (chirurgische Entfernung eines mit dem Futter aufgenommenen Nagels aus dem Vormagen) halfen sich Max Findeisen und Alfred Nyffenegger gegenseitig aus.

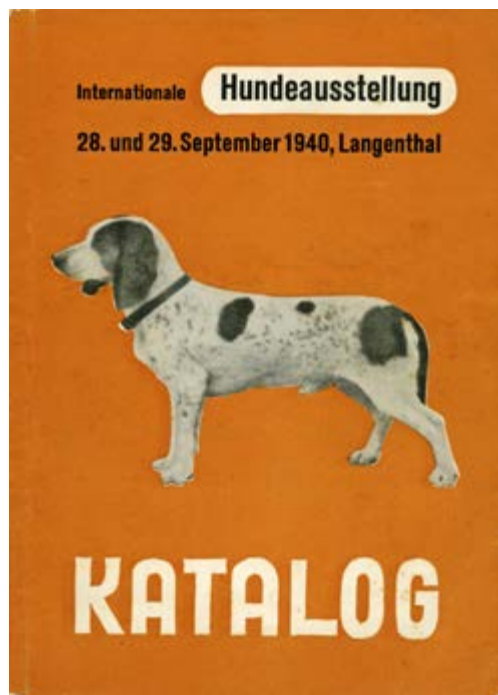
Regal voller Flaschen und reihenweise Schubladen mit Pulvern zur Herstellung von Arzneien.
Foto: Sam Luder



Max Findeisen.
Foto: zvg



Alfred Nyffenegger und Max Findeisen bei den Vorbereitungen und der Durchführung einer Fremdkörperoperation bei einer Kuh.
Fotos: zvg



Zweimal war Max Findeisen Opfer seines Berufs. Einmal zog er sich eine Schweinerotlaufinfektion zu, gefolgt von einem Herzleiden, das zu seinem Verhängnis hätte werden können. Ein anderes Mal fiel er bei einem Praxisingang so unglücklich, dass er das Schultergelenk auskugelte.

Freizeit

Max Findeisen war ein bekannter Hundekenner und Hundezüchter. So betrauten ihn die Langenthaler Kynologen mit mancherlei Aufgaben. Während kurzer Zeit war er Vizepräsident des Kynologischen Vereins. Langenthal und seine Zentralmarkthalle waren über Jahrzehnte (1908–1990) einer der renommiertesten Ausstellungsplätze für internationale Hundeausstellungen in der Schweiz. Mehrmals sprang Langenthal auch für andere Veranstalter ein. Bei diesen internationalen Hundeausstellungen amtierte Findeisen 1935 und 1940 als Vizepräsident und verantwortlicher Tierarzt. An der Hundeausstellung 1940 erbrachte Findeisen bei seinem Vortrag am Berner Rundfunk den schönsten Beweis seiner Fähigkeit, die Psyche des Hundes zu verstehen.

1937 trat er dem SAC Sektion Oberaargau bei. Seine Liebe zu den Bergen hatte er schon von jung auf. Seine erste Tour in diesem Kreise war ein Matratzentransport in die Dossenhütte. Mit Freuden erinnerte er sich auch immer wieder an eine Tourenwoche im Saastal. Sein feines Wesen und sein guter Humor schufen ihm nur Freunde.

Militärdienst

Max Findeisen machte als Fahrkorporal der Artillerie Grenzdienst. Sein Traum, Offizier der schweizerischen Armee zu werden, zerrann unmittelbar vor dessen Verwirklichung infolge eines schweren Bergunfalls. Im Jahre 1920 verunglückte er am Dreispitz im Diemtigtal schwer. Die Folgen dieses Sturzes verunmöglichten ihm das Reiten. So war es ihm nicht möglich, nach dem Staatsexamen die Veterinäroffiziersschule zu absolvieren. Als er sich nach langen Jahren von diesem Unfall erholt hatte, meldete er sich bei Beginn des Zweiten Weltkrieges als guter Eidgenosse und Soldat freiwillig zum Aktivdienst. 1940 wurde er zum Veterinäroffizier befördert. Schon damals aber ahnte er, dass er die Offiziersuniform nie würde tragen können.

Krankheit, Tod

Als die ersten Zeichen einer heimtückischen Krankheit auftraten, hatte Max Findeisen diese aufmerksam beobachtet und bald erkannt, wohin diese Krankheit führen würde. Als wissenschaftlich geschulter Mann war er sich der Schwere seines Leidens wohl bewusst. Noch zuletzt, als das schwere Leiden bedrohliche Formen annahm, trat er trotz häufiger Schmerzen, schlafloser Nächte und Zerfall der Kräfte nicht vom Posten zurück, bis für Ersatz gesorgt war. Bei den Bauern und den übrigen Klienten hörte man nur Lob über ihn. Die Trauer um diesen trefflichen, nur 45 Jahre alt gewordenen Mann war 1941 in weitesten Kreisen gross.

Nachfolge / Epilog

Tierarzt Adolf Raggenbass war während der Krankheit von Dr. Findeisen sein Vertreter und wohnte auch dort. Nach dem Tod verkaufte Frau Findeisen die Praxis an ihn. Im Laufe der Jahre zügelte Adolf Raggenbass seine Praxis ins benachbarte Melchnau. Dort praktizierte er bis 1976. Sein Nachfolger war Dr. Peter Freyenmuth. Er praktizierte dort bis ins Jahr 2013. Seither gibt es in Melchnau keinen praktizierenden Tierarzt mehr.

Quellenangaben

Urs Schatzmann, Bernd Hörning, Jacques Nicolet, Werner Sackmann: Denkschrift. I Veterinärmedizinische Fakultät Bern 1900–2002; Verlag Hans Huber, 2004. I www.langenthal.ch/dl.php/: Geschichtlich fassbare Gemeinde-/Stadtpräsidenten. I Eugen Kohler: Alt Langenthal in Wort und Bild. Herausgegeben von der Einwohnergemeinde Langenthal: Merkur Druck AG, 1932 I Valentin Binggeli, Max Jufer, Fritz Lyrenmann, Hans Zaugg: Langenthal; Forschungsstiftung Langenthal, 1981. I Rudolf Kuert, Langenthal: persönliche Mitteilungen. I Pfr. Hans Schneeberger: Abdankungsgottesdienst Max Findeisen (1941) I Dr. H. Neuenschwander, Kantonstierarzt Kanton Bern: Gedächtnisrede Max Findeisen (1941) I Dr. Max Witmer, Kreistierarzt Messen (SO): Gedächtnisrede (1941) I Dr. A. Nyffenegger, Langenthal (BE): Nachruf Max Findeisen; «Langenthaler Tagblatt» (4.9.1941). I N.N., Nachruf Max Findeisen: «Der Bund» (6.9.1941) I N.N.: Nachruf Max Findeisen: Klubnachrichten der Sektion Oberaargau des SAC Oberaargau. I N.N.: Nachruf Max Findeisen: «Tierwelt» (38/1941) I Aktennotiz Dr. iur. Liselotte Benedetti-Findeisen (2006) I Walter Pfenninger: Jubiläumsschrift 75 Jahre Kynologischer Verein Langenthal (1977) I Heinz Boss: Jubiläumsschrift 100 Jahre Kynologischer Verein Langenthal (2002) I Persönliche Mitteilungen (2019): Käti Luder-Nyffenegger, Claire-Lise und Peter Freyenmuth, Daniel Buchli, Anita und Christoph Salm. I Nachlass Alfred Nyffenegger.

Bläserensembles in den reformierten Kirchen des Kantons Bern (Emmental-Oberaargau) zwischen 1650 und 1800

Christoph Schuler

Situation der Kirchenmusik nach der Berner Reformation 1528

Mit dem Bildersturm der Reformation verschwanden nicht nur Bilder und Skulpturen aus den Berner Kirchen, sondern auch die Musik.

Der Wille Gottes sollte nur noch durch das Wort vermittelt werden, alles andere galt als Ablenkung, als papistischer Götzendienst. So wurden die schon bestehenden Orgeln abgebrochen, und wenn nicht zerstört, verkauft oder anderweitig verwertet. Stille kehrte ein.

Dies war nicht in allen reformierten Gebieten so; in den protestantischen, den lutheranischen und calvinistischen Gebieten lebte die Kirchenmusik weiter und entwickelte sich zu einer eigenen Gattung, die enge Auslegung der Lehre Zwinglis – vor allem durch seine Nachfolger und eine strenge Obrigkeit – verhinderte dies aber in der Schweiz, vor allem in Bern und Zürich (*De Capitani: S. 36ff; Gugger S. 2f*).

Bald einmal wurde das Fehlen von Musik im Gottesdienst als Mangel empfunden. In bestimmten Kreisen wurden religiöse Musik, Psalmen und Lieder im privaten Rahmen weiter gepflegt, und gegen Ende des Jahrhunderts auch in den Kirchen wieder offiziell eingeführt (z. B. im Berner Münster um 1570). Das Singen von Psalmen wurde auch in den Knaben- und Lateinschulen geübt, sodass jeweils ein Chor den Gottesdienst mit seiner Musik, oft nur mit einem einzigen Psalm, begleiten konnte.

Zu diesem Zweck wurde im Berner Münster ein Lettner errichtet, auf dem die Sänger Platz fanden.

Ab 1585 setzte hier die Obrigkeit die vier Stadtpfeifer als Begleiter für diese Kirchenmusik ein; für das Anstimmen des rechten Tones war diese Begleitung sicher sehr hilfreich, daneben diente sie wohl auch zur Repräsentation (*De Capitani: S. 45*). Zur Leitung der Kirchenmusik und zur Ausbildung der Sänger wurde das Amt des Kantors eingeführt.

Auch auf dem Lande wurde sporadisch in den Kirchen gesungen, vor allem von Kinderchören, so in Wangen an der Aare 1578/79 und 1586, und Wiedlisbach 1630 (*Rubi: S. 131ff*).

Allerdings war dies sehr der Initiative einzelner Personen (Pfarrer, Landschreiber, Schulmeister) und dem guten Willen der Behörden überlassen, sodass man nicht von einer eigentlichen Kirchenmusikkultur sprechen kann.

Ein zentraler Wille, die Organe und ein gemeinsames Repertoire dazu fehlten noch.

Hans Ulrich Sultzberger, Berner Zinkenist und Generalmusikdirektor; sein transponiertes Psalmenbuch von 1675 und die Ausbildung von Kirchenbläsern

1638 in Winterthur geboren, wurde Hans Ulrich Sultzberger 1661 in Bern als Zinkenist und Leiter der Stadtpfeifer angestellt. Sultzberger war ein talentierter Zinkspieler und ein initiativer, in Orgelspiel, Kontrapunkt und Komposition bewandeter Musiker, um dessen Dienst sich auch noch andere Städte bemühten. Neben vielen anderen Verpflichtungen im Dienste der Stadt hatte er, zusammen mit dem Kantor, die Übungen des Chores zu leiten und die Musik im Gottesdienst zu gestalten.

Die Fähigkeiten Sultzbergers wurden von musikliebenden Magnaten geschätzt, und so wurde er 1675 zum «Generalmusikdirektor» ernannt, was ihm viel Handlungsfreiheit, aber auch Konflikte mit dem Kantor einbrachte.

Die Landschulordnung von 1675 forderte den Psalmenunterricht für alle bernischen Schulen in Stadt und Land, und Sultzberger schuf mit dem «Transponierten Psalmenbuch» aus demselben Jahr ein erstes, verbindliches und standardisiertes Mittel dazu.

Als Grundlage dazu diente der «Hugenottenpsalter» von Ambrosius Lobwasser (ab 1573 im Druck), in dem dieser die christlichen Texte über den vierstimmigen Satz von Claude Goudimel komponiert hatte, und der auch in der reformierten Schweiz verbreitet war (Zürich 1598).

Um dem Volk den Zugang zur Musik zu erleichtern, vereinfachte Sultzberger den zwar klangprächtigen, aber anspruchsvollen Satz Goudimels,

verminderte die Zahl der Schlüssel und setzte konsequent die Melodiestimme in den Tenor.

Dies entsprach einer echt patriarchalischen Überlegung der Zeit: Die Melodiestimme sollte von den Trägern der damaligen Gesellschaft gesungen werden, den erwachsenen Männern, nicht von «unmündigen Knaben und Weibern» (*De Capitani: S. 46ff, Roder: S. 54*).

Zur Unterstützung des Kirchengesangs organisierte Sultzberger als guter Pädagoge Kurse für Bläser (nach dem Vorbild der Stadtpfeifereien mit Zinken und Posaunen) und half bei der Beschaffung der Instrumente. Mit dieser Initiative und dem transponierten Psalmenbuch fand auch die Instrumentalmusik zurück in die Berner Kirchen.

Zink-Posaunen-Ensembles im ausgehenden 17. und im 18. Jahrhundert

Um 1600 gehörten Zinken und Posaunen in den Musikzentren (Venedig, Wien, Paris, London) zu den geschätztesten und leistungsfähigsten Instrumenten. Auch wenn sie diese Rolle in den nächsten 50 Jahren an die Instrumente der Violin-Familie und später an die neu in Frankreich entwickelten Holzblasinstrumente abgeben mussten, blieben sie noch lange in Gebrauch. Vor allem bei den Stadtpfeifern im deutschen Raum – die deswegen auch Zinkenisten genannt wurden – waren sie die hauptsächlichen «Arbeitsgeräte» und durch ihren tragenden Klang, die Lautstärke und den einfachen Unterhalt ohne empfindliche Saiten und Rohrblätter ideal für die Kirchenmusik (Athanasius Kircher 1659, Johann Mattheson 1730).

So auch im Kanton Bern, wo die Bemühungen Sultzbergers Früchte trugen. Beispielsweise begleiteten am 12. Mai 1702 in der Kirche Aarwangen 2 Zinkspieler und 3 Posaunisten den Chor beim 6. Psalm (Rubi: S. 136). Andere Ensembles für die Gegend sind in Lotzwil 1712 erwähnt (*Stettler e. a.: S. 163*), in Langenthal vor 1772 (*Gugger: S. 339*), in Dürrenroth bis 1824 (*Gugger: S. 243*).

Die Bläser waren Männer aus der Gemeinde, häufig war der Schulmeister dabei. Oft wurde das Instrument vom Vater auf den Sohn vererbt, und auch der Unterricht fand wohl meist so statt.

Zinken verschiedener Bauart und Stimmlagen: gerader Zink, Cornetto muto, Cornettino, Chorzink, Tenorzink.
Foto: Christoph Schuler



Die Instrumente, die der Kirche gehörten, durften auch nur dort gespielt werden, und eine sittenstrenge, auf Ruhe und Ordnung bedachte Obrigkeit sah mit Argusaugen darauf, dass dies auch eingehalten wurde. So wurden Musiker, die sich etwa mit ihrem Zinken an einer Chilbi hören liessen, vor das Chorgericht zitiert und bestraft (*mdl. Mitteilung von Werner Aeschbacher, Bützberg*).

Verglichen mit den virtuosen, expressiven Fähigkeiten der professionellen Bläser zum Beispiel aus Venedig (Girolamo della Casa, Giovanni Bassano, Dario Castello) um 1600 dürften die Künste der Landberner Zinkenisten und Posaunisten recht bescheiden gewesen sein, einerseits wegen fehlender Anleitung und Übung (nach einem langen Tag am Schreibpult, in Feld und Stall reichte es wohl höchstens zum Einstudieren des sonntäglichen Psalms), andererseits wurden weitergehende Ambitionen von Gemeinde und Obrigkeit kaum gefördert.

Einige Posaunen, oft mehrfach repariert, sind aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts erhalten, leider kein Zink.

Die Zink-Posaunen-Ensembles blieben unterschiedlich lange in Gebrauch. In einigen Kirchen wurden sie bereits Mitte des 18. Jahrhunderts ersetzt, sobald die Gemeinde Geld für eine Orgel hatte. Im Gegensatz dazu waren sie in der Berner Heiliggeistkirche noch bis 1803 aktiv und erregten

dort durch ihr schlechtes Spiel Spott und Ärgernis (*De Capitani: S. 102, Girard: S. 77 und 78*).

Ein häufiger Kritikpunkt war, neben zu lautem und falschem Spielen, ein zu langsames, schleppendes Tempo und eine stereotype, langweilige Phrasierung. Allerdings wurde dies dem Berner Kirchengesang generell nachgesagt, ob nun mit oder ohne Bläser.

Ähnliche Zink-Posaunen-Ensembles waren bis um 1800 im ganzen deutschsprachigen, reformierten Gebiet stellenweise zu hören (Georg Kastner beschreibt sie noch 1840 für Stuttgart).

Mit den Auswanderern gelangten sie sogar in die Neue Welt; mennonitische Gemeinden benutzten Anfang des 19. Jahrhunderts in ihrer neuen Heimat Salem County, North Carolina, diese Ensembles wie vorher in Mähren (*Basler Jahrbuch: S. 260f*).

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts wurden die Kesselmundstückinstrumente Zink und Posaune allgemein als veraltet betrachtet; die Instrumente der Kirchenbläser waren wohl auch durch den langen Gebrauch über viele Jahrzehnte durchgeblasen und konnten nur noch schwer ersetzt werden, sodass man auf die modernen Rohrblattinstrumente Oboe und Fagott umrüstete (die Regimentsmusiken im 18. Jahrhundert bestanden aus Oboen und Fagotten, später ergänzt durch Waldhörner, Klarinetten und evtl. eine Trompete), oder, sobald genug Geld vorhanden war, diese gleich durch eine Orgel ersetzte.

Instrumentensammlungen aus den Kirchen von Thunstetten, Huttwil und Aarwangen

In der Kirche Thunstetten wird in einer Vitrine eine Sammlung alter Kircheninstrumente aufbewahrt. Es sind dies eine Alt-Blockflöte, zwei barocke beziehungsweise klassische Oboen, ein klassisches Fagott und ein Musettenbass. Ein einzelner Klarinettenschnabel zeugt von der Verwendung auch dieses Instrumentes, die Klarinette selber fehlt. Unbestätigten Meldungen zufolge soll früher auch ein Serpent zu dieser Sammlung gehört haben, was aber des Platzes in der Vitrine wegen unwahrschein-

Instrumente der Sammlung Thunstetten: klassisches Fagott, Alt-Blockflöte, Barockoboe, klassische Oboe, Musettenbass.
Foto: Christoph Schuler



lich ist. Weiter sind ein Notenbuch mit Tenor und Bassstimme zu sehen, sowie ein (leider leeres) Etui für Rohrblätter.

Die Blockflöte kann nach Mitteilung von Andreas Schöni, Blockflötenbauer in Bern, keinem bekannten Typ zugeordnet werden; die Drechslerarbeit zeigt ausgeprägte Formen, ist aber eher grob. Die Flöte könnte eventuell aus Süddeutschland stammen, zum Beispiel aus Berchtesgaden. Leider ist sie durch eine Beschädigung des Labiums unspielbar.

Die kürzere der beiden Oboen zeigt die klassische Form der Instrumente um 1800, die Ausstattung (Hornringe, 2 Klappen) ist eher einfach, es könnte ein Militärintstrument sein. Sie hat keinen Stempel und ist in schlechtem Zustand (starke Verformungen, Risse).

Sehr interessant ist dagegen die andere Oboe: Trotz der älteren Bauweise ist sie sehr gut erhalten und hat einen schönen, deutlich sichtbaren Stempel, einen Wimpel mit den Buchstaben VK*DB*K. Seltsamerweise ist dieser Stempel in keinem Verzeichnis von Holzblasinstrumentenmachern zu finden. Die doppelte Es-Klappe und der tiefe Stimmtön (Versuche mit einer genauen Kopie und gängigen Rohren und Stiften von Barockoboen ergaben Grundstimmungen von 400 bis 410 Hz) weisen auf ein älteres Modell hin, was aber stilistisch nicht mit den ausgeprägten Drechselverzierungen korrespondiert. Vielleicht stammt das Instrument von einem regionalen

Instrumentenmacher, der ein bewährtes Modell nachbaute und «modernisierte». Wie die Versuche mit der Kopie ergaben, hat das Instrument gute musikalische Qualitäten.

Das Fagott ist mit seinen Formen und den sechs Klappen der Zeit von 1780 bis 1800 zuzuordnen, allerdings entspricht die Zuordnung der Klappen nicht den professionellen Fagotten der Zeit (keine Überblasklappen, dafür eine für Fis). Die Lage der Es-Klappe weist es als französisches Instrument aus. Es hat keinen Stempel und könnte ebenfalls ein Militärintstrument sein. Der Zustand des Instrumentes lässt keine Rückschlüsse auf den Stimmton zu, Abnützungen zufolge wurde das Fagott aber viel benutzt. Auffällig sind die kleinen Abstände zwischen den Griffelöchern.

Sicher das aus heutiger Sicht ungewohnteste, aber interessanteste Instrument ist der Musettenbass, von dem im nächsten Kapitel die Rede sein soll.

Eine andere komplette Sammlung befindet sich im Besitz der Familie Eggimann in Belp. Es sind dies die Kirchenmusikinstrumente aus Huttwil, die bis zum Einbau der Orgel 1805 und dann nach dem Brand des Städtchens mit der Zerstörung der Orgel 1834/1838 wieder in Gebrauch waren. Wieder sind hier zwei Oboen zu finden, gestempelt mit Reist und mit Hirsbrunner. Das Fagott ist diesmal ein Berner Kirchenfagott mit der typischen, kugelförmigen Metallstürze.

Sicher das älteste Instrument ist hier eine Tenor-Posaune, die in die ältere Zink-Posaunen-Tradition zurückreicht. Sie wurde von Keale Couper im Rahmen seiner Masterarbeit an der Scola Cantorum Basiliensis umfassend untersucht, dokumentiert und mit anderen, ähnlichen Instrumenten verglichen. Auch hier ist wieder ein Musettenbass vorhanden.

Ebenfalls ein Musettenbass wurde in Aarwangen verwendet, zusammen mit zwei Kirchenfagotten; diese Instrumente befinden sich schon seit dem 19. Jahrhundert in der Sammlung des Historischen Museums Bern. Ein französisches Militärfagott wurde nur von 1816 bis zur Einführung der Orgel 1818 eingesetzt.

Instrumente aus Huttwil, Sammlung Eggimann, Belp: Barockposaune, zwei klassische Oboen, Musettenbass, Kirchenfagott.
Foto: Christoph Schuler



Es stellt sich bei diesen Sammlungen die Frage, ob und wie die Instrumente wirklich zusammen gespielt wurden, oder ob es mehr oder weniger zufällig entstandene Konglomerate sind, indem die Kirchgemeinden auch Altes und nicht mehr Gebrauchtes aufbewahrten.

So sind die Unterschiede in der Balance der Instrumente zum Teil sehr gross, und auch die Stimmtöne scheinen stark zu differieren. Die Oboen-Fagott-Ensembles entsprechen etwa den zeitgleichen Regimentsmusiken. In einigen Fällen waren sie noch ergänzt durch Klarinetten, beziehungsweise die Oboen wurden durch diese ersetzt (Melchnau).

Der sogenannte Musettenbass, ein exklusives Berner Kircheninstrument

Dieses Instrument ist mit bis heute 33 erfassten Originalen und Nachbauten dokumentiert (*Girard: S. 126 f*) und, neben den beiden erwähnten, in bedeutenden Sammlungen und Museen der Schweiz, Europa und Amerika zu finden.

Der Name «Musettenbass» ist ein Kunstprodukt der Musikwissenschaftler; wie das Instrument zu seiner Zeit genannt wurde, ist nicht bekannt. «Hautbois d'église» und «Trompete d'église» sind für die Romandie

belegt, sinngemäss würden «Kirchenoboe» oder «-trompete» gelten (wegen des trompetenartigen Schalltrichters, des lauten Klangs und der Spielhaltung) für den deutschsprachigen Bereich.

Es ist jeweils schwierig zu sagen und richtet sich nach den Umständen, ob es sich um einen Musettenbass oder eine normale Oboe handelt, wenn in den Quellen von «Hautbois» die Rede ist.

Der Musettenbass ist eine Art Oboe in der Tenorlage; die Bohrung ist jedoch enorm weit, die Wände des Korpus sind sehr dünn, sodass er trotz einer Länge von ca. einen Meter ganz leicht ist und dank dem gewundenen Anblasrohr nahezu waagrecht gegen vorne gehalten werden kann. Nur zwei Gifflöcher werden direkt mit den Fingern gedeckt, fünf weitere sind mit Klappen versehen, was für diese Zeit sehr modern war und die Griffweise erleichtert.

Im Widerspruch dazu steht die bei vielen Originalen erhaltene Lippen-scheibe, die Pirouette; diese ermöglicht das Spielen mit aufgeblasenen Backen, ohne Lippenkontakt zum Rohrblatt. So braucht der Spieler keinen geübten Ansatz, aber Klang und Lautstärke lassen sich nicht modulieren. Der Klang ist sehr laut und voll, durch das Doppelrohrblatt etwas schnarrend, und es ist ein Tonumfang von bis zu zwei Oktaven zu erreichen, was für den normalen Kirchendienst mehr als genügend war.

Der rekonstruierte Musettenbass.
Foto: Christoph Schuler



Der Typus des Musettenbasses ist einzigartig und nur für das Berner Herrschaftsgebiet belegt. Offenbar wurde er gezielt für den Einsatz in den Kirchen dieses Gebietes entwickelt und nicht einfach von einer verbreiteten Instrumentenbesetzung übernommen. Direkte Vorläufer sind nicht bekannt, die von der Bau- und Griffweise her ähnlichsten Instrumente sind Schalmeien aus Südfrankreich und Spanien, die allerdings viel kleiner und einfacher gebaut sind.

So ist es eine seltsame Laune der Geschichte, dass die sittenstrengen Pastoren und gnädigen Herren für den reformierten Gottesdienst im Lande Bern ausgerechnet auf ein Instrument aus dem katholischen Südeuropa, oder noch krasser, mit Ursprung aus dem islamischen Arabien kamen.

Ausklang und Erneuerung

In der Zeit nach 1800, teilweise auch schon vorher, waren in den meisten Kirchen des Kantons wieder eine Orgel oder mindestens ein Positiv, später ein Harmonium vorhanden.

Die Anschaffung einer Orgel war für die Gemeinden mit sehr grossen Kosten verbunden, die durch private Sammelaktionen und Spenden gedeckt werden mussten. Neben der Unzufriedenheit mit den Kirchenbläsern oder überhaupt fehlender Instrumentalmusik spielte für diese kostspielige Anschaffung das Prestige- und Konkurrenzdenken zwischen den Kirchgemeinden eine grosse Rolle. Von den Befürwortern einer Orgel wurden die Schwächen der Blasmusik bewusst hervorgehoben, beziehungsweise nichts für deren Verbesserung unternommen.

Hatten sich die Pfarrherren des frühen 18. Jahrhunderts noch gegen die Orgel in der Kirche als Ausdruck papistischer Vergangenheit gewehrt (*De Capitani: S. 97ff*), geriet sie nun geradezu zum Symbol reformierter, kirchlicher Musikpflege. Ihr voller, reiner Klang wurde neben den rauen, schrillen und oft schlecht intonierten Tönen der Blasinstrumente als «süsse Engelsmusik» angesehen, diese hingegen als «infernaler Lärm» abgetan (*Girard: S. 80*).

Zudem benötigt man zur Ausführung eines vierstimmigen Satzes nur einen ausgebildeten Musiker (nebst den Kalkanten, den Orgeltretern für den Blasbalg) und nicht vier oder mehr unzuverlässige, kostspielige und immer durstige Bläser.

Der anfänglich sehr geschätzte Bläserdienst scheint im Verlaufe des 18. Jahrhunderts zunehmend vernachlässigt worden und auf ein immer niedrigeres Niveau abgesunken zu sein, wie die vielen Klagen über die Kirchenmusikanten bezeugen.

Als Beispiel für diese Entwicklung soll hier Lotzwil angeführt werden:

1687 wurde erstmals ein Lehrgeld für einen Posaunisten ausgezahlt; 1712 bestand die Kirchenmusik aus drei Posaunisten und einem Zinkenisten; 1753 wurde ein neuer Zink angeschafft; 1780 der Zinkspieler durch zwei Klarinettenbläser ersetzt, und 1800 die ganze Kirchenmusik «wegen Unfleiss und Unfähigkeit» aufgelöst (*Stettler e. a.: S. 163f*). Die Kirchgemeinde Lotzwil musste sich von da an mit Vokalmusik bescheiden, bis 1866 eine Orgel angeschafft werden konnte.

So verschwanden die traditionellen Bläserensembles mit Holzblasinstrumenten und einzelnen Posaunen spätestens Anfang des 19. Jahrhunderts aus den Kirchen. Wie weit die nun frei gewordenen Instrumente zum Aufbau einer säkularen Musikkultur (Tanzmusik, Musikvereine) verwendet wurden, wäre eine weitere Untersuchung wert.

Eine Erneuerung der Bläserkultur fand aber auf anderem Gebiet statt: In freikirchlichen, pietistischen Kreisen, die nicht auf eine wohlhabende Staatskirche und feste Lokale zurückgreifen konnten, führte das Bedürfnis nach Instrumentalmusik im Gottesdienst an der Wende zum 20. Jahrhundert zur Gründung neuer Bläserensembles, den Posaunenchor. Diese waren von Anfang an nicht nur mit Posaunen, sondern vor allem mit den neu entwickelten Ventil-Blechblasinstrumenten ausgerüstet. Sie boten auch nicht nur ein paar wenigen Bläsern Gelegenheit, ihr Lob zu Ehren Gottes (Psalm 150) mit Musik auszudrücken, sondern einer Vielzahl von Gemeindemitgliedern. Die Instrumente wurden meist über einen gemeinsamen Fonds angeschafft und den interessierten Bläsern zur Verfügung gestellt, auch die Ausbildung erfolgte (und erfolgt) durch den Posaunenchor.

Unterschieden sich die Posaunenchor in Besetzung und Instrumentierung kaum von den zeitgleich entstehenden Blasmusiken, so wurde doch durch das spezifische Repertoire und speziell durch dessen Notationsweise (die B-Instrumente werden klingend notiert, nicht transponierend) eine Abgrenzung zu diesen gesucht.

Im frühen 20. Jahrhundert kamen die Impulse vor allem aus Deutschland (Johannes Kuhlo, Wilhelm Ehmann), heute spielt der angelsächsische Einfluss in Besetzung (oft Brass-Band-Besetzung) und Repertoire eine grössere Rolle. Besonders wird auch die Nähe zu Chören mit einer ähnlichen Ausrichtung gesucht (Gospelchöre).

Die Schweizer Posaunenchor sind seit 1907 im christlichen Musikverband

Schweiz CMVS organisiert; der Kanton Bern stellt mit 29 Vereinen mehr als die Hälfte (Sektionen Bern Mittelland-Jura 7, Emmental-Oberaargau 10, Berner Oberland 11 Vereine).

So gibt es im 21. Jahrhundert immer noch Bläserensembles mit christlich-religiösem Hintergrund wie um 1700, die Ausrichtung, das Repertoire und die Trägerschaft haben sich aber sehr gewandelt, und zwischen den beiden Typen gibt es keine kontinuierliche Entwicklung oder Verbindung.

Quellenverzeichnis

Bachmann-Geiser, Brigitte: Europäische Musikinstrumente im Bernischen Historischen Museum, Bern 2001. | Baines, Antony: Woodwind instruments and their History, London 1957. | Basler Jahrbuch für historische Musikpraxis, Bd. V, hrsg. Peter Reide-meister, Basel 1981. | Bate, Philipp: The Oboe, London 1956. | Brönnimann, Fritz: Der Berner Zinkenist und Generalmusikdirektor von Bern, Dissertation Bern 1919. | De Capitani, François: Musik in Bern, Archiv des historischen Vereins des Kantons Bern, 76. Band 1993. | Girard, Alain: Les Hautbois d'église et leur enigme; Mitteilung der Freunde Alter Musik Heft Nr. 2 2001. | Gugger, Hans: Die Bernischen Orgeln, Bern 1978. | Neumeier, Barbara: Der Pommer, Bauweise, Kontext, Repertoire, Sinzig 2015. | Rubi, Christian: Gesang und Musik finden Eingang in die Kirchen des Kantons Bern, Jahrbuch des Oberaargaus 1984. | Roder, Martin: Transponiertes Psalmenbuch Bern 1676, in: Musik und Gottesdienst 60, Jg. 2006. | Staehelin, Martin: Der sogenannte Musettenbass, Jahrbuch des Hist. Museum Berns, Jg. 1969 / 70. | Stettler, Karl; Rubi, Christian; Herzig, Georges: Die Kirchgemeinde Lotzwil, Lotzwil 1983.

Geschickter Handwerker, Musiker und Wissenschaftler

Christoph Schuler (*1957) arbeitet 60 Prozent als Lehrer für bildnerisches und technisches Gestalten am Gymnasium Oberaargau. Somit bleibt ihm genügend Zeit, in seine Welt der Instrumente einzutauchen. 1980 baute er sein erstes Instrument: einen Tenor-Dulzian. Seither hat er in seiner Langenthaler Werkstatt auf dem Porziareal mehr als 1000 weitere historische Holzblasinstrumente hergestellt. Seine Kundschaft ist sehr international, momentan liegen auf seinem Tisch parat: Drei Douçaines und eine Schalmei nach Japan, sieben Douçaines nach London, drei nach Basel und ein gerader Zink nach Deutschland.

Christoph Schuler fertigt alles selber von Hand an, nicht nur die Holzteile, auch die Rohrblätter, die Mundstücke, die Klappen und Anblasrohre aus Messing, die Lederfassungen – er ist Schreiner, Drechsler, Kupferschmied. Und noch vieles mehr: Denn zu seiner Arbeit gehören auch die Wissenschaft und das Forschen über die historischen Instrumente – sowohl über die Geschichte, als auch über das Klangverhalten. Und schlussendlich ist er auch Musiker. Er spielt seine Instrumente oft selber, entweder solo oder in verschiedenen Formationen, was für den Instrumentenbau viele Vorteile mit sich bringt.

Und der Aufwand für die Herstellung eines Instruments? Beispielsweise ein gerader Zink aus einem einzigen Stück Holz kostet um die 300 bis 400 Franken und gibt einen guten Vormittag zu tun. Ein krummer Zink, der aus zwei Holzteilen besteht, von Hand ausgeschnitzt und mit Leder bezogen wird, gibt zwei Tage zu tun und kostet das Doppelte. Um grössere Instrumente zu bauen, wie einen Bass-Pommer (ganz rechts im Bild), benötigt er nicht selten bis zu zwei Wochen. Natürlich restauriert und flickt er auch, oder fertigt Ersatzteile an.

Eine besondere Herausforderung bildet der Nachbau von ganz seltenen und alten Instrumenten. Mit zum Teil nur spärlichen Informationen über damaliges Aussehen, Klang und Verwendung, interpretiert und tüftelt Christoph Schuler so lange herum, bis er das Gefühl hat, dem historischen Blasinstrument ganz nahe zu sein. *(Daniel Gaberell)*

Christoph Schuler in
seiner Werkstatt.
Foto: Daniel Gaberell



Mein Weg zur Kunst war lang. Nach dem Seminar in Hofwil trat ich meine erste Stelle als Primarlehrer in Aarwangen an, so quasi als Zehnkämpfer mit eigener Klasse. Kunstunterricht haben wir im Seminar auch genossen, aber Geografie und die weite Welt interessierten mich weit mehr. Schon nach wenigen Jahren im Schuldienst zog es mich weg. Viele Stationen folgten: Auslandsaufenthalte, längere Zeit als Bauarbeiter, viele Reisen durch Europa, Südostasien, Australien, Neuseeland, Ozeanien, Mittelamerika und die Karibik – und dazwischen immer wieder Stellvertretungen in weiten Teilen des Oberaargaus.

Die Wende kam mit meinem Studium zum Werklehrer an der heutigen Hochschule der Künste, Zürich (1989–91). Namhafte Kunstschaaffende als Lehrer, tiefgreifende Auseinandersetzungen mit Kunst und Handwerk, schier unbegrenzte Möglichkeiten, zu experimentieren mit Materialien und Technologien, eröffneten mir neue Welten.

Unmittelbar nach der Studienzeit konnte ich eine Werklehrerstelle im K4 in Langenthal antreten. Zehnkämpfer war ich also weiterhin, es lag in der Natur der Sache. Als Werklehrer war ich der Materialmensch. Jedes Material, jedes Verfahren interessierte und faszinierte mich, und die vielseitigen Interessen und Wünsche der Schülerinnen und Schüler verlangten eine stete Auseinandersetzung mit Gestaltungsprozessen, Material und Technologie.

Über all die Jahre erarbeitete ich mir in meiner Freizeit auch mit Hilfe von Künstlerfreunden, Handwerkern und erweiterten Studien an den Hochschulen der Künste Bern und Zürich ein breites Knowhow, das ich nun seit der Pensionierung vom

Schuldienst 2016 voll und ganz in meine Kunst investieren kann.

Und Zehnkämpfer bin ich geblieben. Wenn ich nach einem roten Faden suche, der sich durch all meine Gestaltungsprojekte zieht, dann finde ich ihn darin, dass die Anfangsinspiration stets bei einem Material, einer Technologie oder aber bei einem belanglosen Gegenstand aus meinem Umfeld liegt.

So kam es auch, dass ich eines Tages am Strand auf Elba über eigenartige, verschiedenfarbige, verkrümmte und verbogene Plastikteile stolperte und diese bei näherer Betrachtung als Tragetaschengriffe identifizierte ...

... zuerst mit den Augen, dann auch mit den Händen versuchte ich mich an das Wesen dieser Abfallteile heranzutasten: Ich verbog und verdrehte sie, reihte sie aneinander, schichtete sie aufeinander und versuchte, sie ineinander zu verhaken. Bei diesem spielerischen und endlosen Experimentieren merkte ich, dass ich da ein Material – einen «Baustein» – gefunden hatte, das mich packte und in den Bann zog. Längst arbeite ich nicht mehr mit Recyclingmaterial, sondern beziehe den klassischen Trapeztragegriff bei der Firma Jäger-Plastik in Köln zu Tausenden, schön separiert: weisse, schwarze und rote.

Dinge des Alltags, der unmittelbaren Realität, zu isolieren und als Kunstwerke zu erhöhen, ist seit Marcel Duchamp immer faszinierend gegenwärtig. Auch für mich.

Gebrauchsgegenstände, wie auch «meine» Tragegriffe, kommen aus dem Kreislauf von industrieller Herstellung, Gebrauch und Entsorgung und finden nur geringe Beachtung. Sie sind verbunden mit dem alltäglichsten Leben, sie haben einen klar definierten Nutzen, werden dann aber durch mein Intervenieren entfremdet und neu interpretiert zu Objekten und Installationen, die die Augen der Betrachter öffnen, Neues erblicken lassen, den Horizont erweitern und Fragen aufwerfen sollen.

Beim Entwickeln und Bauen wende ich Verfahren an, die in der geometrisch-konstruktivistischen Kunst seit jeher angewendet werden; die Reihung, der Fries, die Gegenüberstellung, die Dehnung und Kürzung, Anordnung in Kreis-, Dreieck-, Rechteck-, Quadrat- oder Vieleckform. Das Spannungsfeld von Ordnung / Unordnung. Als Kugel, Pyramide, Säule oder 20-Eck. Kommen noch das Trennen, das Biegen und Umformen hinzu. Ich experimentiere, drehe, wende, falte, zersäge, vervielfache, isoliere, verbinde, verforme. Vor allem im Freien schaffen meine Arbeiten die Konfrontation des extrem Künstlichen der vom Menschen geschaffenen Umgebung mit der bestehenden Natur.

Für diesen Beitrag habe ich vorwiegend installative Tragegriffarbeiten der letzten fast 20 Jahre ausgewählt und dazu Leute aus meinem Familien-, Freundes- und Bekanntenkreis eingeladen, eine Textkreation zu einem ihnen zugeteilten Werk zu verfassen.

Kurt Baumann



KURT BAUMANN KUBA

Installationen mit Kunststofftragegriffen



Minen

Minen im Kopf. Potenzial zu einer Explosion. Nachhaltig und unberechenbar. Wirkungsvoll, weil vorerst unsichtbar. Kunststoffgriffe von Tragtaschen. Zusammengestaucht und aufgehängt in Augenhöhe. Scheinbar ungeordnet angebracht die 100 Stück. Von der Zugluft ins Schwanken versetzt. Verursacht durch das Schreiten im Korridor mit den hängenden Kleinobjekten. Kunststoffgriffe zu Objekten geformt und schwarz, an dünnen Drähten schwankend. Stolperdrähte gespannt über Minen im Boden, Todesfallen eingegraben von sicherer Hand. Unsichtbar. Weit weg. Nur vom Hörensagen präsent. Im Kopf als dumpfes Bild. Zerfetzte Menschen, Kinder an Krücken. Krieg. Kunststoffgriffe im Korridor des Kunsthauses, an Drähten, leicht schwankend. Sichtbar für jeden, genannt Minen, auf Kopfhöhe zu durchschreiten.

Robert Zemp

Nachtrag zu den Materialien:
Die 100 Kleinobjekte bestehen aus HDPE (High-density polyethylene).



das gedicht ist von unten
nach oben zu lesen

25 x 192 = 4800

**eitelsteigen
kronensch
zschlagzum
achdemblit
sdonnernn
ückgratsda
uordeinesr
spürstimliq
mringtund
stämmenu
ufrechtvon
fenstehsta
entraggrif
astiktasch
eikeltenpl
rzweissris
nzigschwa
nfundzwa
nzigmalfü
weiundneu
shundertz
kelturmau
gendenhen
vordemhän**

matta lena

aufhängung am 13. August 2003
vom blitz getroffen
wiedererrichtet am 16. August 2003

kurt baumann
waldturm im ehem. kunstpark kkl-uffikon
material: 4800 plastiktaschentragegriffe cm 40 x 25
gesamthöhe: cm 1150

matta lena (diessenhofen am rhein)
publiziert in SCOLPITO II / seite 35
august von goethe literaturverlag
ISBN 978-3-8372-1471-0



Was für ein Glück

Auf dem Weg über die Golanhöhen in den Südlibanon bin ich in den achtziger Jahren nahe der Burg Beaufort beinahe in eine Sprengfalle getappt. Das herausgeschriene «Stopp» eines israelischen Begleiters hat mich noch rechtzeitig erstarren lassen. Was für ein Glück.

«Killing Fields» erinnert mich an dieses Ereignis. Die Installation liegt einerseits harmlos vor unseren Füßen – was können Plastikgriffe schon? Andererseits hat sie auch etwas Heimtückisches: wie eine Ansammlung von Sprengfallen.

Wenn man genau hinschaut, betrachtet, können kleine Detonationen in den Hirnzellen Gedankenblitze freisetzen: Kambodscha gestern – Syrien, Afghanistan, Jemen heute mit Tausenden von Toten.

Bei all dem Schrecken vermittelt Baumanns Installation auch einen Funken Hoffnung. Neben dem schwarz bedrohlich lauernden Kunststoff ist es der eine oder andre farbige Draht. Ob rot, grün oder gelb - diese spärliche Farbigkeit leuchtet schwach in die Tristesse der Schlingen. Sie muntert uns auf, zu glauben, zu denken, zu hoffen, dass die Saat der «gläubigen und ungläubigen» Sprengfallen-Leger nicht aufgehen wird; eines Tages gar Hass, Intoleranz und Gewalt überwunden werden können. Das wäre dann das wirkliche Glück.

Bruno Frangi

«Killing Fields», 2006 Kornhaus, Aarwangen.

Die Linie als Wegführung? Als Parallele mit Spielraum zum steinigen Weg?

Oder vielleicht ein moderner Kuhzaun?

Linie als künstlerische Betonung der natürlichen Begrenzung durch die Krete.

Linien können verschoben werden und ihre Bedeutungen verändern sich im Lauf der Zeit.

Welche Bedeutung wird diese Linie nach einer aufgerollten Ruhephase im Keller des Pfarrhauses Aarwangen in Zukunft erlangen?

Ingrid Glatz und Christian Bachmann



Linie, 2006, Länge ca. 100 m, Skulpturenweg Belalp VS.



Himalayandzwirn,

bin ich im Tibet gelandet?

ruf ich von der Belalp herunter

während die von mir bestaunte Stele

errötet zweifelt, ob sie denn wirklich eine solche sei?

Nenei, klärt der vermeintliche Mahnfinger auf, du bist eine ganz phalltastische Erscheinung! Dies lässt das rote Blofi nicht gelten, seinerseits beanspruchend, mutig den Felsvorsprung zu zieren.

Der Liftturm (echt jetzt?), verunsichert: «Ou, bin ich nicht eher ein freistehender Glockenturm?» weil, Minarette würden ja in öppe 2 Jahren hierzulande eh verboten.

Momou, bin schon ein aufgestellter Typ schmunzelt zufrieden ein gestreckter Regenwurm.

Derweil lachen sich viele hundert Tragegriffe ins Täschen. Wissend, dass sie als geniale Konstruktion von Kurt Baumann mit beeindruckendem handwerklichem Geschick so zusammengefügt wurden, dass sie unbeugsam und kühn in luftiger Höhe den niemals allein recht habenden Antworten gebührenden Alpenraum geben.

Peter Moser

«himmelwärts», 2007, Höhe 8 m, Skulpturenweg Belalp VS.



Der beschuhte Baum

Wenn im Herbst der Baum sein Laub verliert, nistet sich ein Teil des frischen organischen Materials in kleinen Häufchen zwischen seinen Wurzeln ein. Daraus entstehen Komposthäufchen, die in ihrem Innern mittels Aufspaltung von Molekülen durch Mikroorganismen bekanntlich eine angenehme Wärme erzeugen. Nur dank diesem biologischen Trick der Natur trotzen die Bäume erfolgreich den ersten Frostzeiten und sind dadurch für den kalten Winter gewappnet. Halten anschliessend die eisigen Monate Einzug, offenbart uns Mutter Natur einen weiteren erstaunlichen Schutzmechanismus: An besonders exponierten Lagen nämlich – wie beispielsweise auf dem Schlossberg in Untergröningen, der aufgrund seiner besonderen topografischen Lage zu den kältesten Gegenden in Mitteleuropa zählt – wächst, je länger die Kälte andauert, rund um den Wurzelstock ein Geflecht aus Harz und morschen Blättern. Messungen haben ergeben, dass diese «Heizschlangen» deutlich höhere Grade aufweisen als die örtliche Aussentemperatur. Einzelne «Heizelemente» gleichen dem klassischen Henkel einer Plastiktasche, wodurch im Volksmund oft auch von einem Henkelbaum die Rede ist. Eine andere Bezeichnung für dieses seltene Naturphänomen ist der «beschuhte Baum» – zu finden vor allem in älterer Literatur. In Mitteleuropa sind übrigens gerademal 18 Orte von Henkelbäumen bekannt.

Daniel Gaberell

Am Baum, 2007, KISS, Schloss Untergröningen, D.

EINFACH
MEHRFACH
VERVIELFACHT.
SEHR
VEREINFACHT
GESAGT.

Michael Blume

«dazwischen», 2007, Höhe 8 m, Genuastart, Galeria 44, Genua.

G8, 2008, (7.4 x 2.6 m), Skulpturenweg JetzKunst, Schüpfen.

Das Schweizerische Zivilgesetzbuch regelt die Abgrenzung von Besitzverhältnissen wie folgt:

Art. 669 A. Inhalt / II. Abgrenzung / 2. Abgrenzungspflicht

2. Abgrenzungspflicht

Jeder Grundeigentümer ist verpflichtet, auf das Begehren seines Nachbarn zur Feststellung einer ungewissen Grenze mitzuwirken, sei es bei Berichtigung der Grundbuchpläne oder bei Anbringung von Grenzzeichen.

Art. 670 A. Inhalt / II. Abgrenzung / 3. Miteigentum an Vorrichtungen zur Abgrenzung

3. Miteigentum an Vorrichtungen zur Abgrenzung

Stehen Vorrichtungen zur Abgrenzung zweier Grundstücke, wie Mauern, Hecken, Zäune, auf der Grenze, so wird Miteigentum der beiden Nachbarn vermutet.

Sich oder etwas abzugrenzen, scheint ein zutiefst menschliches Bedürfnis zu sein. Die Markierung eines Territoriums macht dieses erst sichtbar. Allerdings resultiert aus einer Abgrenzung unweigerlich auch eine Ein- beziehungsweise Ausgrenzung. Ob sich eine Ab-, Ein- oder Ausgrenzung positiv oder negativ auf eine Situation auswirkt, hängt nicht von der Markierung der Begrenzung ab, sondern von den Sichtweisen der sich Ein- oder Ausgrenzenden.

Andreas Greub



Das KKL B (Kunst und Kultur im Landessender Beromünster) ist seit 2011 eines der grössten und erfolgreichsten Kunst- und Kulturprojekte der Schweiz. Das Hauptinteresse des KKL B gilt der Vermittlung der künstlerischen Arbeiten, die hier ausgestellt sind. Seit Jahren sind im KKL B ununterbrochen Werke von Kurt Baumann ausgestellt. Seine überraschenden Objekte faszinieren unsere Besucher sehr. Seine wunderbaren Arbeiten lassen sich bestens, in immer wieder neuen Räumen, inszenieren. Es ist eine grosse Freude, mit dem Künstler Kurt Baumann zu arbeiten.

Wetz



Weiss liegt sie da, die grosse und eigenwillige Form, die von weitem geschlossen wirkt und sich beim Nähertreten in eine wabenartige Skulptur auflöst. Es könnte eine Regenwolke sein, die sich auf die Wiese gesetzt hat, um auf ihren nächsten Einsatz zu warten. Der Titel verrät vielleicht mehr. Erratiker. Etwas, das sich verirrt hat, etwas ganz Ursprüngliches. Ein urzeitlich, von Gletschern verschobener und umplatzierter, tonnenschwerer Alpengranit. So ist es aber auch nicht. Das verwirrt. Auch in der Materialität. Es ist nämlich ein Zusammenspiel tausender Kunststofffragebügel, die als Ganzes dieses Werk ergeben. Kunststoff als Stoff für Kunst. Oder Bügel am Hügel. Dass ein kleiner Teil dieses vorwiegend aus weissen Bügeln bestehenden Werkes aus schwarzen Bügeln besteht, und somit die Assoziation zu einem dicht bewollten Schaf ergibt, verwirrt wieder. Es wäre aber nicht das schwarze Schaf, sondern das weisse, und hier würde es für mich politisch.

Norbert Eggenschwiler



Was wäre, wenn wir Waldwesen wären?
 Wenn wir Waldwesen wären,
 würden Wälder wohl wacker weiterwachsen;
 wären wahrscheinlich weniger wilde Wälder weg.
 Würden Waldwipfelwirren wundersam wirken.
 Wir wüssten, was wirklich wichtig wäre;
 wir wüssten, was wir wollten.
 Wenn wir Waldwesen wären.

doch

im Wald bin ich ein Fremder,
 ein Mensch auf der Flucht
 bin hier kein grosser Kenner
 weil ich nur Erholung such
 ich geh gegebne Wege
 und bald wieder Heim
 weil ich hier nicht lebe
 ich pass hier gar nicht rein
 im Wald bin ich ein Parasit,
 der für sich nimmt und nie was gibt
 ein elend frecher Hypokrit
 der hier in die Stille flieht
 ich glaub mich hat der Geist besiegt
 der sich ganz still an mich schmiegt
 und den Wald von mir vertrieb
 ich hätt' das Wilde doch geliebt
 doch im Wald bin ich ein Parasit

Valerio Moser



Parasitus I, II und III, 2012, dehors, Olten.



Da öffnet einer andere Sichtweisen. Lädt ein, nachzudenken, zu hinterfragen. Geduldig und mit grosser Ausdauer lässt er seine Arbeiten entstehen. Mit einem Augenzwinkern stets auch und scheint spielerischer Leichtigkeit. Schwimmt hier ein Kulturbetrieb gegen den Strom? Oder wird die Kunst allzu oft erst im Rückspiegel wahrgenommen? Und wie lange dauert es eigentlich, bis das Ungewohnte zum Vertrauten wird? Mit seiner Neugierde und dem Blick fürs vermeintlich Unscheinbare versteht es Kurt Baumann, Grosses zu machen und dabei doch bescheiden zu bleiben, sich nie aufzudrängen. Das ist es, was das Chrämerhuus seit meinem ersten Besuch zu einem Lieblingsort gemacht hat. Und Kurt Baumann spätestens seit jenem Sommeratelier 2012 zu einem Lieblingskünstler.

Kathrin Holzer

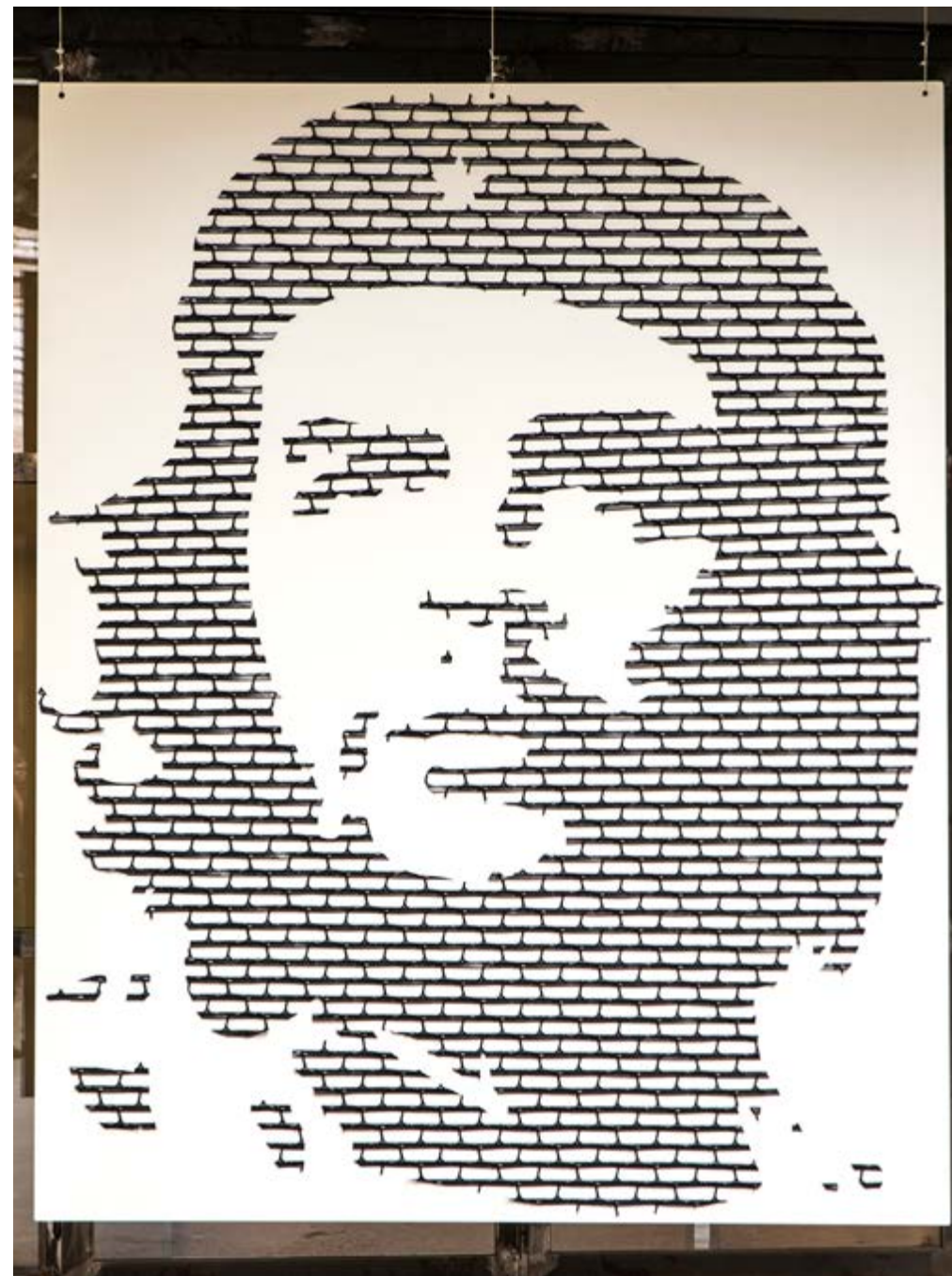
«chrämi», 2012, Artist in Residence, Chrämerhuus Langenthal.



Es kann irgendein Material sein. Wenn es erst mal seine Aufmerksamkeit auf sich gezogen und sein Interesse geweckt hat, lassen die Einfälle nicht lange auf sich warten. Kurt Baumann ist voller sprudelnder Ideen. Die Vorhanginstallationen, die er 2011 in der Alten Kirche Härkingen realisierte, sind aus Plastiktragegriffen gefertigt. Gitterförmig zusammengefügt, hängte er sie in die Fensternischen des ehemaligen Gotteshauses und heutigen Kulturzentrums im solothurnischen Gäu. Auch die Zeichensprache kann ein wichtiges Ausdrucksmittel sein. Mit einem weissen Kreuz auf rotem Grund gestaltete er das eine Fenster und verwies damit auf den ursprünglichen Verwendungszweck des Gebäudes. Daneben war ein Fenster mit einem überdimensionierten weissen Tragegriff auf schwarzem Grund zu sehen. Der Einkaufstaschentragegriff als Symbol des konsumierenden Menschen. – Hat hier wohl der Konsum die Religion abgelöst? Die Fenster der Kirchenrückseite versah er mit den Zahlen 1, 7, 5, 4. Sie verweisen auf das Baujahr der Kirche: 1754. – Kurt Baumann lässt sich gerne von den Örtlichkeiten seiner Ausstellungen inspirieren ...

Martin Heim

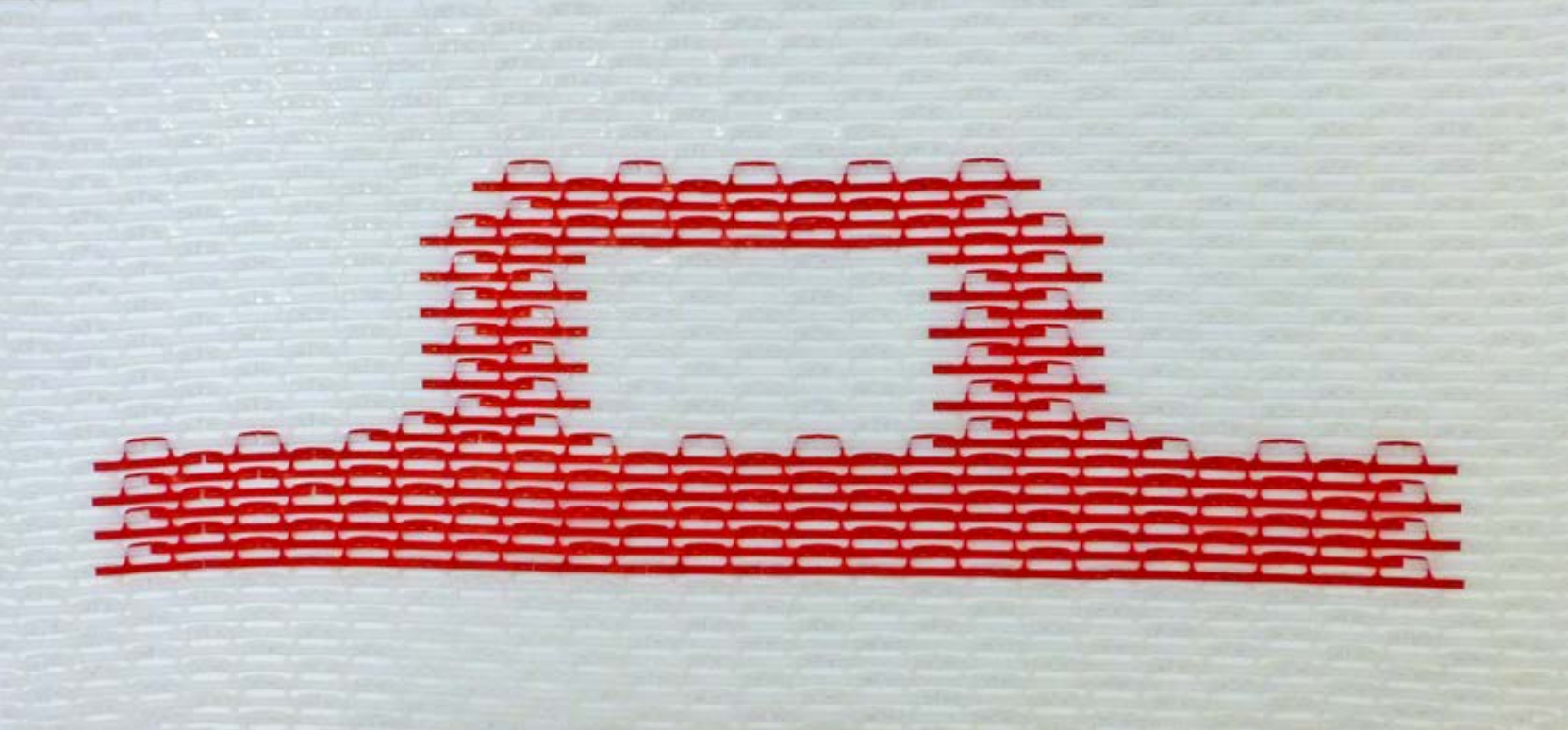
Installation «Vorhang», 2012/13, Alte Kirche Härkingen.



CHE, 2014, Kuba-Ausstellung, Langenthal. Foto: Christian Gerber

Diese Ikone der siebziger Jahre, sie zierte T-Shirts, begleitet Briefe als Marke, geht durch die Welt, gedruckt auf Turnschuhen, wird besungen in Popsongs und sie hängt im Kreuzfeld-Schulhaus K4 in Langenthal. Andy Warhol hat ihr seinen Stempel aufgedrückt und Traggriffe einer Plastiktasche wiedergegeben ihr Konterfei. Und mit den Traggriffen wird Che Guevara, der verbleichte Held der Kubanischen Revolution, endgültig im Oberaargau eingemeindet. 2014 haben die vier Künstlerfreunde Michael Blume, Reto Bärtschi, Kurt Baumann und Christian Gerber ihre Kubareise künstlerisch verarbeitet und die Essenz aus ihren Erfahrungen im Ruckstuhl-Areal im Rahmen der Ausstellung «Quien es el último?» vielfältig dargeboten. Der mobile Strassenaltar, die Schuhputzinstallation, das Zigarrenalphabet, die legendären Strassenkreuzer: Der kubanische Alltag fand Eingang in Langenthals Fabrikhalle und wurde nachts umrahmt von heissen Rhythmen, welche die Langenthaler Salsa-Tanzszene zum Kochen brachte. Und eben dieser Che! Kurt Baumann nimmt einen banalen Plastiktragegriff. Er nimmt dieses Teil, das wir alle tausendfach in unserer Hand, beladen mit Waren, heimgetragen haben. Dieses Teil, das gar nicht so gut in der Hand liegt, je nach Gewicht der Waren seine Spuren hinterlässt in der tragenden Hand. Kurt also nimmt diesen banalen Tragegriff und gibt ihm ein künstlerisches Leben. Er entleert ihn seiner Funktion und nimmt ihn als Grundlage für seine wunderbare Kunst. Es gelingt ihm meisterhaft, mit diesem sperrigen Ding die Ikone der siebziger Jahre, festgehalten in der Jahrhundert-Fotografie des unbekannten Alberto Korda, in Traggriffen umzusetzen und die Mystik der Bildaufnahme, den Ausdruck, den wir alle kennen, den Blick, der in die Ferne schweift, festzuhalten. «Mach's na», steht am Berner Münster. Und da war für die Kulturkommission Langenthal kein Halten mehr: Ungeachtet der politischen Korrektheit hat die Stadt Langenthal den Che Guevara von Kurt Baumann für die Kunstsammlung angekauft. Und gleichwohl kam die schüchterne Frage auf: Darf in einem Langenthaler Schulhaus ein Revolutionär aufgehängt werden? Ja, diese grosse Frage bleibt. Beantworten kann sie jeder für sich allein.

Marianne Hauser Haupt



Tragfähiges Symbol

Schulhaus K4 – lange Zeit Arbeitsort von Kurt Baumann – zwischen Kunst und Unterricht
Spuren?

Ja!

Gegenwärtig?

Ja!

Renovation K4: Alte Bilder – alte Geschichten – alte Spuren tauchen unter übergipsten Wänden hervor

Werke von Jakob Weder – frühes Schaffen – 30er Jahre – natürlich Wandbild – übernatürlich gross – als sei Hodler da gewesen

Henry Dunant – Held des Roten Kreuzes – schaut besorgt-sorgend-schwarzummantelt auf den Betrachter herab

Rotes Kreuz – Roter Halbmond –

Kinder, seht

Kurt Baumanns «Roter Tragegriff» – rote Tragegriffe gefügt zu einem grossen inmitten vieler weisser – verbindet sich mit dem
Wandbild Weders

Der Griff trägt alles – mit Humor – mit flexibler Stabilität

Menschlichkeit in alter und neuer Zeit

Trag – tragen

ertragbar – erträglich – tragfähig

verbindende Symbolik? mit Augenzwinkern

Peter Rubeli

Der Rote Tragegriff, 2014, Geschenk an die Stadt Langenthal
(für Schulhaus Kreuzfeld 4 im Zusammenhang mit
Jakob Weders Wandmalerei Henry Dunant/Rotes Kreuz).



«Fahngalerie auf Langenstein», 2015, Kunst am Schlossberg, Melchnau. Foto: Christian Gerber

Die Fähnlein der zwölf Aufrechten

Zwölf Mannen und ihre Frauen beschlos-
sen eines Tages, ein Mahnmal zur Erhal-
tung der Umwelt zu errichten. Dieses
sollte auf der Burg Langenstein auf dem
Melchnauer Schlossberg entstehen. Die
Idee war, aus dem im Dorfbach ange-
schwemmten Plastikmüll zwölf verschie-
dene Fahnen zu klöppeln und diese
dann vereint in einem Rahmen als Ge-
samtkunstwerk zu präsentieren.
Tatkräftig machten sich die Frauen unter
dem Motto «Ja nichts Verschnörkeltes –
klare Linien verstärken unsere Aussage»
an die Arbeit. Und während die Männer
in der Dorfbeiz mit Schlossermeister Zell-
ner darüber stritten, wie das Gerüst aus-
sehen soll, machten die Frauen längst
Nägel mit Köpfen, respektiv Fahnen aus
Tragegriffen von Plastiksäcken. Sie
quatschten und tratschten und liessen
die Klöppel tanzen. In der Dorfbeiz
machte Felix Eisenring den Vorschlag,
das Gerüst im Felsen mit rostfreien
Schrauben zu verankern, da ein Sturm
sonst die ganze Chose zu Boden reissen
könnte. Jonathan Eichenberger meinte,
ihm wäre es von Anfang an lieber gewe-
sen, das Gerüst würde aus echtem
Eichenholz konstruiert. So vergingen
Stunden des Lamentierens und manch
einer ging am späten Abend leicht
schrägfüssig zu seinem holden Weib zu-
rück. Dort wurde er mit einer fixfertigen
Fahne empfangen und der resoluten
Mitteilung, die Frauen hätten einstimmig
beschlossen, dass die Fahnen am
18. Mai um elf Uhr morgens installiert
sein müssen. Denn, so ihr Argument, mit
Lamentieren und Diskutieren sei eine Ar-
beit noch nicht gemacht. Und so kam
es, dass Schlossermeister Zellner am
17. Mai wohl oder übel Nachtschicht
einlegte – und dafür prompt die Vernis-
sage verschlief.

Christian Gerber

Ufs Hoore

Wandrig mid Spazier-, Wander- oder Geesteck.

Wenn? Hiit? Ufs Morgen-, Mittag- oder Aabenhoore?

Mid wämm? Wohin? Ufs Huugi-, Stauder- oder Grunderhoore?

Doch lieber ufs Wiiss-, Schwarz- oder Rothoore?

Nei!

Chumm mid ufs MATTerhoore

Magdalena Grossmann Baumann



Ufs Horu, 2016, 270 x 270 x 220 cm, Cantonale Berne Jura 2016, La Nef, Le Noirmont.



Haltung, Herr Stammhalter

Druck. Verpflichtung. Bestimmung.
Privileg. Erbe. Einerlei.
Name weitergeben. Stamm halten.
Klappts nicht. Problem.
Nach Jahrmillionen. Ich. Der Letzte.
Urstamm unbestimmt. Bakterium oder Adam.
Einerlei. Ich bin schuld.
Blutlinie unterbrochen. Stamm um.
Schlimm? Relativ.
Geht schlimmer.
Doppelname. Viel mehr Druck.

Jon Baumann
Stammhalter und Alleinerbe

«Stammhalter», 2017, Galerie Schlosskeller, Fraubrunnen.

Die Brunnenheizung aus dem Asteroidengürtel

Robert Müller-Landsmann und der Meteorit von Rafrüti

Jürg Rettenmund

Warum der Lotzwiler Industrielle Robert Müller-Landsmann genau vom Fund eines Meteoriten auf der Rafrüti im Lüdernggebiet erfahren hatte, wird aus den Quellen nicht eindeutig klar. Gemäss der einen war er «wegen Goldwäschereien» in Wasen. Gemäss einer anderen hingegen hatte er «von Trueber Bauern in der Wirtschaft von der wunderbaren Kanonenkugel nähere Mitteilung erhalten».¹ Der vielseitig Interessierte selbst äussert sich in den erhaltenen Quellen nur dazu, warum er sich für den Meteoriten interessierte: *Was nun die Geschichte dieses Meteoriten anbetrifft so dürfte vielleicht dessen Fallzeit eher in das Jahr 1845 oder 1846 kommen als in das Jahr 1856. Ich erinnere mich sehr gut, dass meine Mutter sel., Frau Marie Müller geb. Rusler, geb. 1827, öfters erzählte, sie und ihre Geschwister hätten vor dem Sonderbundskrieg in Hüswil bei Zell, Kanton Luzern, eines Abends eine feurige Kugel, welche alles taghell erleuchtete, nach der Gegend des Napf fahren sehen. Aus dieser Erfahrung hätten die Luzerner – mein Grossvater war aus und von Wynigen, Kanton Bern, hatte aber bei Hüswil ein grosses Bauerngut gekauft – gedeutet, es gäbe bald Krieg, und weil die Richtung der feurigen Kugel gegen den Kanton Bern zu geraten sei, zu Ungunsten der Berner. Kurz und gut, diese Himmelserscheinung wurde von den Gliedern der heimischen Familie Rusler in Hüswil beobachtet, und da meine Mutter sel. von Haus aus sehr intelligent und aufgeklärt war, so ist mir ihre Mittheilung schon in frühester Jugendzeit nicht ohne Eindruck zu hinterlassen fest sitzen geblieben. Wenn ich mich recht erinnere, sprach meine Mutter sel. sogar von drei Kugeln, und das würde nun mit der Annahme von Zürcher, der Rafrüti-Meteorit sei nur ein Teil des Ganzen gewesen, stimmen. Auf jeden Fall ist die Mittheilung meiner Mutter sel. von Richtigkeit, und freut es mich nun doppelt, mit dem Rafrüti-Meteorit Bekanntschaft gemacht zu haben.*²



Fotografien des Meteoriten aus dieser Zeit, als der Meteorit ins Naturhistorische Museum Bern kam, aus dem Atelier von August Julius Völlger.
Foto: Naturhistorisches Museum, Bern



Robert Müller-Landsmann.
Foto: Jahrbuch Oberraargau 1987

Robert Müller-Landsmann hatte nicht nur in Lotzwil eine Zichorienfabrik betrieben, sondern war auch Initiant des Elektrizitätswerks an der Aare in Wynau und mit dem Baselbieter Künstler Karl Jauslin Herausgeber eines Bildwerkes zur Schweizer Geschichte.³ Nun wohnte er in Zürich-Enge. Er hatte auch Beziehung zum Landesmuseum in Zürich und wollte den Meteoriten für dieses sichern, verzichtete jedoch schliesslich zugunsten des Naturhistorischen Museums Bern.

Gefunden hatte diesen Heinrich Zürcher im Mai 1886 bei der untern Rafrüti, wo er seit elf Jahren die Hirtenstelle versah, als er an einem von Gestrüpp und Farn überwachsenen Hang einen neuen Kartoffelacker anlegte. Der leicht elipsenförmige Brocken aus Metall war für seine Grösse von 27 auf 16 und 23 Zentimeter ungewöhnlich schwer, nämlich 18,2 Kilo.⁴

Was der Klumpen ursprünglich gewesen war, konnte sich Heinrich Zürcher nicht vorstellen. Er nahm an, es könnte eine Kanonenkugel aus der Zeit des Franzoseneinfalls von 1798 oder des Sonderbundskriegs von 1847 sein. Doch konnte sich niemand erklären, wie ein grosses Geschütz, das nötig war, um ein so schweres Projektil abzufeuern, in diese abgelegene Gegend bei der Lüderalp gekommen sein sollte. Familie Zürcher nahm ihren Fund vorerst von der praktischen Seite. In den kalten Wintern auf den windigen Emmentaler Alpen benutzte sie ihn – mit einem Tuch umwickelt – als wärmende Bettflasche, oder um das Wasser im Brunnentrog vor dem Einfrieren zu schützen.

Ruedi Bieri, ein Urenkel von Andreas Zürcher, erinnert sich an eindrucksvolle Erzählungen seiner Grossmutter: In strengen Wintern, wenn das Wasser im Brunnentrog vom Rand her zuzufrieren begann, wurde der Brocken aus dem Schopf geholt. In der offenen Rauchküche wurde er ins Feuerloch gelegt, bis er rot zu glühen begann. Dann wurde er mit einer Schaufel in den Brunnen befördert, wo es zu sprühen, zu brodeln und zu zischen begann. Wohl hundert Mal, erzählt Ruedi Bieri, habe er seine Grossmutter gebeten, dies zu schildern, und ihr immer fasziniert zugehört.⁵ Das Metallobjekt überstand diese Schockbehandlung anders als ein Stein, ohne in tausend Stücke zu zerspringen.

Über die Finderfamilie Zürcher ist wenig bekannt. Aus der Dokumentation des Naturhistorischen Museums Bern sowie aus den Kirchen- und Zivilstandsrollen lässt sich immerhin so viel feststellen: Heinrich Zürcher ist



Untere Rafrüti.
Foto: zvg

1856 in der Längweid in der Gemeinde Lauperswil nachgewiesen.⁶ Er verheiratete sich am 24. Oktober 1858 in Trub mit Anna Barbara Gasser.⁷ Er hatte Heimatort Trubschachen und wurde am 14. Juni 1835 getauft. Damit verlieren sich seine Spuren, denn diese Taufe findet sich in keinem Taufrodel. Heinrich und Anna Barbara Zürcher-Gasser hatten zwei Kinder: Sohn Andreas, geboren am 27. Februar 1865, und Tochter Elisabeth, geboren am 3. Dezember 1868.⁸ Als Wohnort der Familie wird 1858 «im Dienst zu Lauperswil» angegeben, 1865 «im Dienst zu Ried», 1868 «im Krümpelhüttenmösli zu Trubschachen». Andreas Zürcher heiratete am 17. Dezember 1885 – also rund ein halbes Jahr vor dem Fund des Metallbrockens – in Langnau Elisabeth Geissbühler. Im Ehregister wird er als «Landarbeiter auf Rafrüti» bezeichnet. Am 16. Februar 1887, bei der Geburt des ersten Sohnes Heinrich, wohnt das Paar auf der hinteren Lüdern. Dort kommen bis am 8. August 1900 zehn weitere Kinder zur Welt, darunter mit der 1893 geborenen Verena auch die Grossmutter von Ruedi Bieri. Andreas, der dritte Sohn, kommt dann am 11. September 1901 auf der obern Schützenalp zur Welt, wo bis am 18. April 1913 nochmals fünf Geschwister folgen.⁹ Insgesamt wurden Andreas Zürcher und seiner Ehefrau elf Töchter und sechs Söhne geschenkt – ein grosser Unterschied zur Familie, in der er selbst aufgewachsen war. Über die Gründe für diesen Wandel kann man nur spekulieren. Vermutlich hatte die jüngste Generation selbst in den Alpgebieten rund um die Lüdern in der Landwirtschaft nun eine genügende Lebensgrundlage gefunden, um eine so grosse Familie durchzubringen, während bei den Eltern eine bewusste Geburtenkontrolle angenommen werden muss, zu der die Lebensweise des Vaters als wandernder Landarbeiter auf verschiedenen Höfen des Emmentals zwang.

Der Metallklumpen von der Rafrüti mag Familie Zürcher auf der hinteren Lüdern manchen kalten und windigen Wintertag ein bisschen erwärmt haben. Mit der Zeit jedoch wurden auch andere auf ihn aufmerksam. Dazu gehörte Fritz Meister, der Posthalter in der Kurzei. Möglich ist, dass Familie Zürcher ihn in der Sache kontaktiert hatte, denn es lag eine Offerte des Dorfschmieds von Wasen vor, das Objekt zum Altmetallpreis von einem Batzen pro Pfund zu erwerben. Doch Meister, der als «ebenso eifriger wie fantasiereicher Naturforscher»¹⁰ beschrieben wird, dürfte eine Ahnung davon gehabt haben, dass es sich bei der «Bettflasche» der

Andreas Zürcher mit seiner Frau Elisabeth, aufgenommen 1937 von Eduard Gerber, Konservator am Naturhistorischen Museum Bern. Andreas Zürcher ist der Sohn von Heinrich Zürcher, dem Finder des Meteoriten. Foto: Naturhistorisches Museum, Bern



Familie Zürcher in seinem Zustellkreis um einen Meteoriten handeln könnte. Er wandte sich Mitte Mai 1900 an Sekundarlehrer Fritz Wiedmer in Wasen. Dieser besuchte Familie Zürcher in Begleitung von «zwei Knaben der Sekundarschule». Er trennte vom Klumpen «mit grösster Anstrengung» eine Probe von rund drei Kubikzentimetern ab und sandte sie Edmund von Fellenberg, Konservator am Naturhistorischen Museum in Bern.¹¹ Dieser bestätigte Wiedmers Vermutung und liess sich von Andreas Zürcher die Fundstelle zeigen: Sie lag am Weg von der untern Rafrüti in den Mümpelbachgraben und zur Mümpelbachhütte. Allerdings erkannte Edmund von Fellenberg, dass der Meteorit kaum dort eingeschlagen hatte, sondern etwas weiter oben in die feste Nagelfluh, und dass er von dort mit weiterem Gestein abgerutscht sein musste, wo man ihn rund 30 Zentimeter tief in der Erde fand. Der Meteorit kam jedenfalls am 9. Juni ins Naturhistorische Museum in Bern, und am Tag darauf wurde in Wasen der Kauf abgeschlossen. Sekundarlehrer Wiedmer und Posthalter Meister erhielten 450 Franken, nachdem sie Familie Zürcher vorher fünf Franken bezahlt hatten. Fritz Wiedmer rechtfertigte seinen und Meisters Kaufpreis damit, fünf Franken seien 12 Batzen mehr gewesen als der Altmetallpreis, den der Schmied dafür offeriert habe.¹² Im Naturhistorischen Museum hingegen zeigte man sich über Meisters Geschäftsgebahren wenig begeistert und reichte den Findern eine Prämie und ein Geschenk nach, nachdem die Verantwortlichen von dieser Differenz erfahren hatten. Gemäss der Grossmutter von Ruedi Bieri reichte die Prämie aus, um eine – nun richtige – Bettflasche zu kaufen.¹³ Zudem wünschte das Museum im Oktober 1900 mit dem Landbesitzer direkt zu verhandeln, als ihm Wiedmer offensichtlich von einem weiteren Fund berichtet hatte.¹⁴ Weitere Quellen dazu gibt es allerdings nicht. Als der Meteorit nach Bern kam und damit im Lüdernggebiet nicht mehr zum Auftauen des Brunnens dienen konnte, erreichte die 1893 geborene Grossmutter von Rudolf Bieri knapp das schulpflichtige Alter. Das Interesse des Naturhistorischen Museums für den Fund von der Rafrüti wird begreiflich, wenn man sich die damals bekannte Meteoritenfunde aus der Schweiz vergegenwärtigt: Es waren erst drei.¹⁵ Von grundsätzlichem Interesse ist ein Meteorit, der 1698 bei Walkringen beobachtet und auch gefunden wurde. Der dortige Pfarrer Jakob Dünki beschrieb Fall und Fund und sorgte auch dafür, dass er in die Stadtbib-

liothek in Bern kam, aus der später unter anderem das Naturhistorische Museum hervorging. Doch verschwand er dort bereits zwischen 1712 und 1720 wieder. Edmund von Fellenberg weist in einer Anmerkung zum Meteoriten von Walkringen darauf hin, dass dieser nicht der einzige war, der in dieser Zeit, «sei es aus Aufklärung oder Orthodoxie» aus einer öffentlichen Sammlung verschwand, und nennt als weitere Beispiele Dresden, Wien, Kopenhagen und Verona. Wenigstens ist zum Meteorit von Walkringen eine Abschrift des Berichts überliefert.¹⁶ Noch heute sind Meteorite aus der Schweiz nicht viel zahlreicher, und einzig die vielen gezielt gesuchten Brocken eines Meteoriten vom Twannberg bringen heute mit 128 Kilo mehr Gewicht auf die Waage als der von der Rafrüti, wobei der 1984 gefundene Hauptbrocken auch nicht ganz an diesen herankommt.¹⁷ Weltweit zählte man bis 2014 fast 60'000 Meteorite, wobei der grösste Teil davon inzwischen von gezielten Suchaktionen in Wüsten und in der Antarktis stammen, wo sie sich besonders lange erhalten.¹⁸ Mehr als 95 Prozent aller Meteorite stammen aus dem Asteroidengürtel unseres Sonnensystems, der sich zwischen den Bahnen von Mars und Jupiter um die Sonne legt. Daneben gibt es einige vom Mars und vom Mond der Erde.¹⁹ Man unterscheidet zwischen Meteoriten aus Stein und solchen aus Eisen, respektive Nickel-Eisen. Eisenmeteoriten stammen dabei aus ursprünglich mehrere Kilometer grossen Asteoriden. Denn nur diese schmolzen kurz nach der Entstehung unseres Sonnensystems vor 4,6 Milliarden Jahren auf. Dabei sank – wie bei der Erde auch – das schwere metallische Eisen ins Zentrum, und es entstanden Eisen-Nickel-Metallkerne. Der Meteorit von der Rafrüti besteht selbstredend aus Eisen – sonst hätte ihn Heinrich kaum von anderen Steinen im geplanten Kartoffelacker unterscheiden können. Auch die grösstenteils mit Metalldetektoren aufgespürten Teile des Twannberg-Meteoriten bestehen aus Eisen.

Bei den Meteoriten unterscheidet man zwischen dem (beobachteten) Fall vom Himmel und dem Fund. Edmund von Fellenberg befasste sich deshalb auch mit der Frage, wann der Meteorit von Rafrüti auf die Erde gefallen sein könnte. Informationen dazu lieferte ihm Posthalter Fritz Meister. In einem Brief vom 12. Juli 1900 schrieb er:



Der Meteorit im Naturhistorischen Museum 2019.
Foto: Lisa Schäublin/Naturhistorisches Museum Bern

Kann Ihnen noch folgendes mitteilen, was zur Ausstellung im Museum noch wichtig sein würde. Ich kam letzter Tage zum Vater von Andreas Zürcher, mit welchem ich wie mit seinem Sohne lange Zeit guter Freund bin. Vater Zürcher wollte wissen, in welcher Form und Weise diese Steine zu Boden fallen, was ich ihm, so gut es meine kleine Wissenschaft erlaubte, erklärte.

Vater Zürcher sagt mir also aus gutem Wissen, dass dieser Stein nur ein Splitter sei. Der Ganze sei im Jahre 1856 Ende Weinmonat in der Gegend vom Napf zersprungen und in gleicher Sekunde sei ein Stück bei Kobelhüttlihöhe nördlich von Rafrüti bei zwei Jägern vorbeigeflogen. Vater Zürcher erzählt, er habe selbige Zeit bei dem einen der Jäger als Knecht gedient. Dies war Fankhauser von Oberried, der andere Hans Aeschlimann von Spareneggscheuer. Vater Zürcher versichert also, den Knall gehört zu haben, nicht aber den Niederschlag auf Rafrüti. Der Niederschlag aufs Rafrüti soll von den Jägern deutlich gehört worden sein.

Der Knall und Schrecken soll Fankhauser zu Boden geworfen haben, worauf er versichert haben soll, keinen Fluch mehr zu tun. Es sei eine Strafe Gottes.²⁰ Für Edmund von Fellenberg ergab sich daraus ein «sehr klares und durchaus wahrscheinliches Bild» des Falles: Das Meteor mag über dem Napf (richtiger wohl Napfmassiv) geplatzt sein, ein Bruchstück flog, von Ost oder Ost-Nord-Ost kommend, über den sich auf der Kobelhüttli-Höhe auf der Jagd befindlichen Männern Fankhauser und Aeschlimann, offenbar schon sehr tief, hin. Der Luftdruck schlug Fankhauser zu Boden und beide hörten deutlich das Einschlagen in die kaum 500 m in der Luftlinie entfernten Nagelfluhfelsen unterhalb der unteren Rafrüti-Hütte. Sehr wahrscheinlich kommt es mir vor, dass gerade der Aufschlag dieser Eisenmasse in die lockeren Nagelfluhbänke bei Rafrüti auch die darunter anstehenden wasserdurchtränkten Mergelschichten (es treten gerade dort mehrere Quellen zu Tage) ebenfalls gelockert und den Erdrutsch, in welchem oberflächlich der Meteorit lag, indirekt bewirkt, jedenfalls vorbereitet hat. Der Hof Kobelhüttli, wo Zürcher Vater als Knecht des Fankhausers diente, liegt in der Luftlinie vom Fallort, wie er mir von Andreas Zürcher Sohn, Sonntag den 10. Juni dieses Jahr, genau angegeben wurde, ca. 395–400 m; die etwas nordwestlich davon gelegene Kobelhüttli-Höhe, so viel ich mich erinnere jetzt teilweise bewaldet, auf der Karte ohne eigenen Namen, aber deutlich gezeichnet, ca. 460 m entfernt. Die

beiden Männer waren auf freier Höhe, auch in günstigerer Lage, um das Einschlagen auf Rafrüti zu hören als der vielleicht gerade um oder im Hause beschäftigte Knecht Zürcher. Dass die beiden Männer voll des gewaltigen Eindrucks, den eine solche ungewohnte Naturerscheinung auf den unvorbereiteten Menschen macht, in gewiss bewegten und unvergesslichen Worten dem Zürcher den Vorgang unmittelbar nach dem Geschehnis erzählt haben, ist selbstverständlich, daher die genaue Erinnerung an den Vorgang beim alten Zürcher nach vier und vierzig Jahren!²¹ Bereits im Separatdruck aus dem Bund vom 10. August musste Edmund von Fellenberg die Informationen zum Fall allerdings in einem Anhang korrigieren: Von Herrn Meister, der neuerdings den alten A. Zürcher gründlich ausgefragt hat, vernahm ich folgendes: «Zürcher war zur Zeit des Meteoritenfalls nicht auf dem Kobelhüttligut, wie man aus den ersten Mitteilungen des Herrn Meister entnehmen könnte, sondern auf einem Gut bei Lauperswil. Dort, an einem hellen Nachmittage gegen Ende Oktobers 1856, hörte er plötzlich in der Richtung des Napf eine donnerähnliche Detonation, wie von einem gewaltigen Kanonenschuss. Er war gerade mit Mistführen beschäftigt. Die Leute traten aus den Häusern, sagte er, und waren ob des Blitz und Donners aus heiterem Himmel nicht wenig verwundert. Manche behaupteten, Feuer und Rauch gesehen zu haben. Kurze Zeit darauf (4. November?) kam Zürcher in den Dienst des Fankhauser im Oberried bei Langnau, der ihm nun die oben erwähnte Mitteilung von dem Vorgang auf Kobelhüttlihöhe machte. Es scheint nach der Mitteilung Zürchers, als hätten die beiden Jäger zuerst eine grosse Feuerkugel auf sich zukommen sehen; vor Schrecken seien sie beide wie betäubt gewesen; den Fankhauser habe es zu Boden geworfen und zuerst hätten sie einen kurzen «Chlapf» gehört (das Einschlagen in Rafrüti) und nachher eine Detonation wie von einem Donnerschlag oder wie von einem gewaltigen Kanonenschuss. Da der Einschlagspunkt des Meteoriten so nahe (nicht 500 Meter), während der Sprengpunkt des Meteors vielleicht mehrere Kilometer hoch in der Luft war, ist es nicht unwahrscheinlich, dass allerdings zuerst der Einschlag auf Rafrüti gehört worden sein mag. Zürcher versichert nochmals, sein damaliger Meister Fankhauser sei von dem Ereignis so erschüttert gewesen, dass er dasselbe als eine göttliche Mahnung zur Besserung und Ablegen übler Gewohnheiten, z. B. des Fluchens, angesehen habe.

Nunmehr fängt schon an um die sicher festgestellten Tatsachen sich ein Legendenkranz zu winden. So wurde letzthin Herrn Meister erzählt, Bewohner der Hütten bei Hochänzi hätten damals ein gewaltiges Tosen und Krachen in den Felsen gehört, es seien grosse Felspartien gestürzt, an einem Orte sei ein Loch von einem Meter Durchmesser sichtbar gewesen, dort müsse die Hauptmasse liegen, jetzt sei das Loch verschüttet, etc. So reihen sich, mit allmähligem Uebergang ineinander, Geschichte und Sage aneinander! So war es von Alters her, und so wird es auch immer bleiben!

Misstrauisch geworden, beauftragte Edmund von Fellenberg Ernst Müller, den Pfarrer von Langnau, mit weiteren Nachforschungen. Dieser lud darauf Heinrich Zürcher zu sich ins Pfarrhaus vor. Weil dieser krank war und den Weg nach Langnau nicht mehr gehen konnte, erschien jedoch am 9. März 1901 der Sohn. Von diesem erhielt Pfarrer Müller bestätigt, was Fellenberg von Meister geschildert erhalten hatte, wobei für den Aufenthaltsort in Lauperswil präzisiert wurde, dabei handle es sich um Längenwil. Zudem vernimmt man, dass Jäger Aeschlimann nach dem Schreck über den Meteorit nicht mehr habe alleine nach Hause gehen können. Müller klärte auch ab, ob Vater Zürcher das Ereignis bereits vor dem Fund des Meteoriten erzählt habe, was der Sohn bejahte. Auffällig erschien Pfarrer Müller jedoch, dass weder er noch Andreas Zürcher andere Emmentaler gefunden hatten, die davon unabhängig von Vater Zürchers Bericht etwas erzählen konnten. So lange das so bleibe, bilanzierte Ernst Müller, habe die Erzählung «den Wert einer mündlichen Tradition, deren Wahrheit nicht unwahrscheinlich, aber auch nicht bombensicher ist». Er versprach, weiter zu forschen.²²

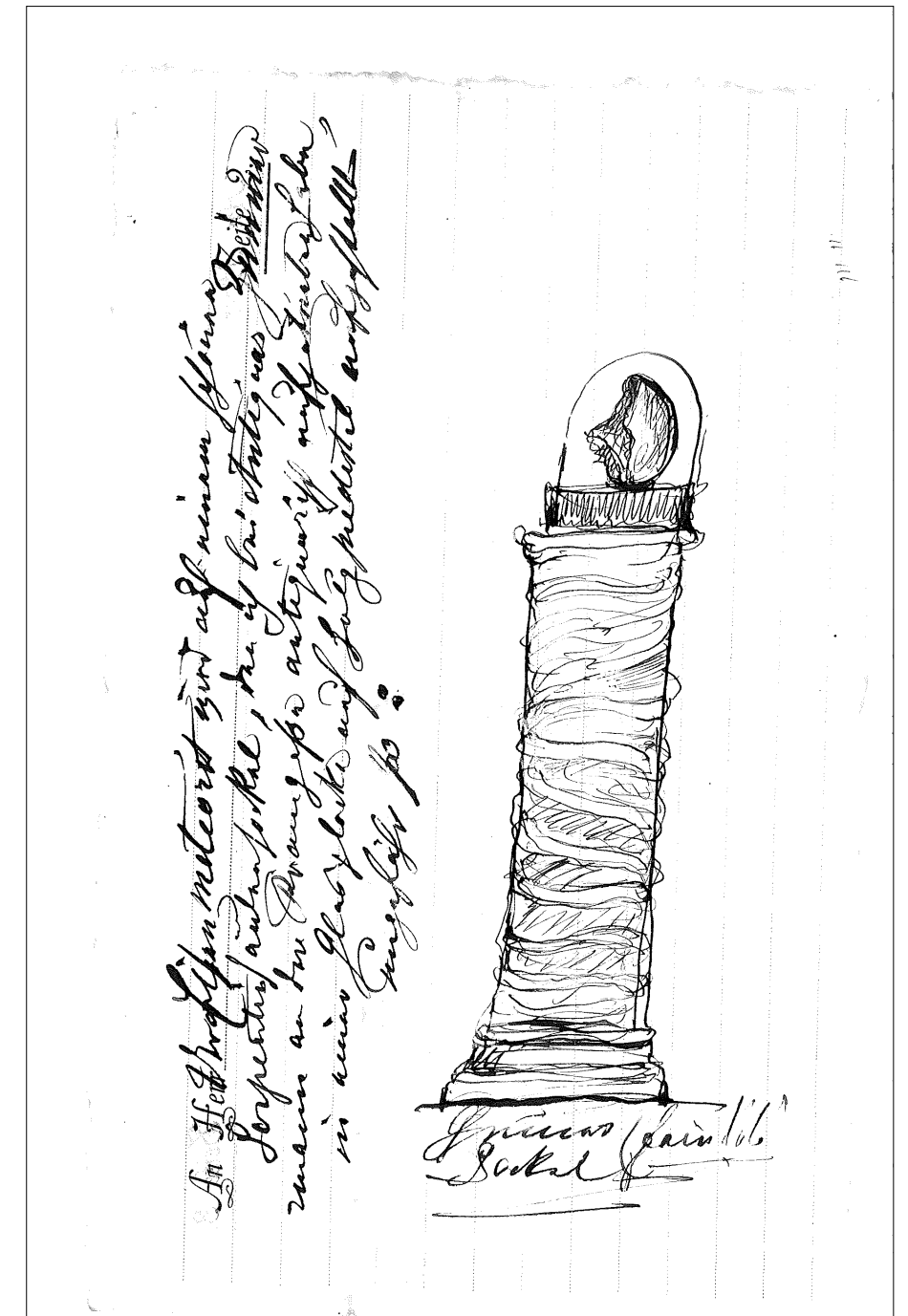
Am 10. Juni konnte er die Ergänzung liefern. Er hatte insbesondere den jüngeren Sohn von Jäger Fankhauser besucht, der in Zollbrück wirtete. Dieser konnte sich nicht erinnern, in seinem Elternhaus je von der «Jägergeschichte» gehört zu haben, zweifelte jedoch nicht an der Erzählung von Heinrich Zürcher, weil er ihn für zuverlässig hielt. Im September konnte Müller weiter ergänzen, dass der ältere Sohn von Jäger Fankhauser sich sehr wohl an die Erzählungen seines Vaters erinnerte. Er datierte das Ereignis jedoch bestimmt ins Jahr 1858 und nicht zwei Jahre früher. Ein Nachbar, der beim Ausgraben des Steins geholfen hatte, beteuerte hingegen, weder von Zürchers noch von sonst wo die Jägergeschichte je

gehört zu haben. Ein junger Bursche von der Lüdern wollte wissen, dass der Meteorit durch das Erhitzen im Feuerloch und durch den Temperaturschock im Wasser sich aussen abgeschält habe und von ursprünglich 47 auf noch 38 Pfund verkleinert worden sei. Kreisförster Zürcher aus Sumiswald schliesslich äusserte sich kritisch zu Posthalter Meister, von dem er beobachtet hatte, dass er «alle Beobachtungen illustriert und narretistisch ausschmückt». Er regte deshalb an, zu untersuchen, «ob nicht Zürcher durch ihn auf die Jägergeschichte gekommen ist».

Zudem lieferte der Kreisförster den Hinweis auf einen ehemaligen Nachbarn, der an einem Spätsommerabend in den 1840er Jahren vom Gustihüttli auf der hintersten Lüdernweide eine Feuerkugel zwischen dort und der Geissgratfluh habe von Ost nach West vorbeifliegen und hinter dem Grat zwischen Lüdern und Gohlgraben verschwinden sehen. Aus den 1850er Jahren sei diesem hingegen nichts bekannt, insbesondere habe er nie vom «Jägerschichtli» gehört.²³ Diesen Hinweis scheint Edmund von Fellenberg ebenso ignoriert zu haben wie den von Robert Müller-Landsmann. Von einem Meteoriten als Vorbote des Sonderbundskriegs, wie ihn der Lotzwiler Industrielle schilderte, war auch in Utzenstorf die Rede – zudem von einem anderen Verwendungszweck statt als Bettflasche und Wasserwärmer. Als dort 1928 ein weiterer Meteorit beobachtet und gefunden wurde, berichtet Landwirt Robert Scheidiger: *Wie jetzt nachträglich bekannt wird, fiel vor etwa 80 Jahren ebenfalls während eines Gewitters ein Meteorstein auf die hiesige Eybrücke und ging in Trümmer. Ich habe mich seither noch näher bei meinem Nachbarn, dessen Vater den «Himmelsstein» fallen gesehn und andern Morgens die Splitter zusammenlesen geholfen hatte, über diesen Fall erkundigt. Die Bruchflächen dieser Splitter seien ähnlich anzusehen gewesen wie Froschlaich. (Dunkle Eisenkörner in grauer Gesteinsmasse?) Weil anno dazumal unsere Vorfahren noch sehr abergläubisch waren, wurde dieser «Himmelsstern», wie er genannt wurde, als ein Vorbote eines Krieges betrachtet. Als dann kurze Zeit nachher der Sonderbundskrieg ausbrach, kam ein genialer Holzbödenmacher auf die Idee, einen Splitter dieses Himmelsboten in seine Uniform einzunähen als Schutz gegen feindliche Kugeln. Er kam wirklich mit heiler Haut davon; aber er sei auch immer einer der ersten gewesen, welche sich versteckten, sobald es ungemütlich wurde.*²⁴

Als der Meteorit von Rafrüti im Naturhistorischen Museum eintraf, befand sich dieses an der heutigen Ferdinand-Hodler-Strasse gleich gegenüber dem Kunstmuseum – ein Bau des Architekten Karl Alexander Albert Jahn von 1882 und das erste eigene Gebäude für die naturhistorische Sammlung. Der Neueingang wurde vom Atelier von Hermann August Julius Völlger²⁵ von drei Seiten fotografiert. Zudem wurden zwei Matrizen angefertigt, um später Gipsabgüsse davon erstellen zu können. Dann wurde eine Ecke abgesägt, denn das seltene Stück sollte natürlich auch wissenschaftlich untersucht werden. Das Hauptstück jedoch wurde in die Ausstellung integriert. Edmund von Fellenberg konnte dafür an der Kramgasse eine Serpentinaule antiquarisch erwerben, auf der er ihn, auf einem Holzpedestal geschützt, unter einer Glasglocke präsentierte. Für seine Kontaktpersonen in Wasen fertigte er davon sogar eine Zeichnung an.²⁶ Das ist heute umso wertvoller, als das damalige Naturhistorische Museum nach dem Neubau im Kirchenfeld abgerissen wurde und gemäss der Website des Museums sein Inneres nicht dokumentiert ist.²⁷ Mit der Publikation der Aufsätze von Edmund von Fellenberg setzte ein grosses Interesse am Meteoriten von Rafrüti ein. Hans Frey, Lehrer am Lehrerseminar in Küsnacht ZH, bestellte für seine Schule einen Gipsabdruck und für ein geplantes, bereits zu einem Drittel fertig gestelltes Geologie- und Mineralogie-Lehrbuch für Schweizer Mittelschulen einen Abzug der Fotografien.²⁸ Teile des Meteoriten haben unterdessen ihren Weg zu unzähligen Forschern in der ganzen Welt gefunden, über die das Naturhistorische Museum genau Buch führt. So widmete ihm bereits 1902 der führende Kopf der damaligen Meteoritenkunde, Emil Cohen, einen Aufsatz und nahm ihn selbstverständlich drei Jahre später ins dritte Heft seiner Meteoritenkunde auf.²⁹ Ebenso wenig fehlte er 1918 im Katalog der Meteoritensammlung des Naturhistorischen Hofmuseums Wien von Friedrich Berwerth.³⁰ Im Handbuch der Eisen-Meteoriten von 1975 nennt Vagn F. Buchwald folgende Orte mit kleinen Proben des Rafrüti-Meteoriten: Strassburg (22 Gramm), Washington (21 Gramm), Wien (13 Gramm), Chicago (8 Gramm) und in Berlin (2 Gramm).³¹ 1937 interessierte sich auch Eduard Gerber, Konservator am Naturhistorischen Museum in Bern, wieder für den Meteoriten und seine Finder, wohl im Zusammenhang mit der Ausstellung im drei Jahre zuvor bezogenen Neubau im Kirchenfeld, an der er bedeutend mitarbeitete.³² Er

Edmund von Fellenberg stellte den Meteoriten auf einer Säule und unter einer Glasglocke aus. Die Zeichnung stammt aus einem Brief von ihm selbst.



besuchte Andreas und Elisabeth Zürcher-Geissbühler in der hintern Kurzenei, wo sie inzwischen wohnten. Dort fotografierte er sie auch. Da war das beim Fund frisch vermählte Paar 70, respektive 72 Jahre alt und damit fünf, respektive sieben Jahre älter als Vater Heinrich Zürcher, als der Meteorit von Rafrüti 1900 ins Blickfeld der Öffentlichkeit gerückt war. Heute begegnet man den «Jägergeschichten» rund um den angeblichen Fall des Rafrüti-Meteoriten mit Skepsis, denn unterdessen weiss man viel mehr über diese Himmelskörper. Die genaue Analyse der rund 1100 bekannten Eisen-Meteoriten hat ergeben, dass diese von rund 50 verschiedenen Asteoriden entstammen. Der Meteorit von Rafrüti gehört jedoch zu 122 bisher bekannten Meteoriten, die keiner dieser Gruppen zugeordnet werden können. Das am besten bekannte Fallereignis eines Eisen-Meteoriten geschah am 12. Februar 1947 in Sikhote-Alin in Ost-Sibirien. Dieser Meteorit hatte eine Masse von rund 200 Tonnen und einen Durchmesser von rund vier Metern. Er zerbrach in der Atmosphäre in Tausende von Einzelstücken und Fragmenten. Massen von 1745 Kilo bis wenigen Gramm fielen in einem Streufeld von 1,4 x 0,6 Kilometer. Andere bekannte Streufelder messen 5,5 x 2 Kilometer (Twannberg, Schweiz), 4 x 2 Kilometer (Henbury, Australien) und 3 x 1,3 Kilometer (Morasko, Polen). Beim Meteoriten von Twannberg geht man heute davon aus, dass er vor wahrscheinlich 150'000 bis 118'000 Jahren auf die Erde fiel.³³

Quellenangaben

¹ Dokumentation NHM, Nr. 24 (Brief Sekundarlehrer Wiedmer) und Nr. 2 (Separatdruck aus dem «Bund» von Edmund von Fellenberg). ² Dokumentation NHM, Brief 12. ³ Vgl. Jürg Rettenmund: Divico zieht in die Werbeschlacht – Winkelried kommt diesmal zu spät. «Die Schweizergeschichte in Bildern» von Karl Jauslin und Robert Müller-Landsmann. In: Jahrbuch des Oberaargaus 2012, S. 153–172. ⁴ Über den Meteoriten gibt es zwei Aufsätze von Edmund von Fellenberg aus der Zeit des Ankaufs durch das Naturhistorische Museum Bern: einen Separatdruck aus dem Centralblatt für Mineralogie, Geologie und Paläontologie, 1900; und einen Separatdruck aus dem «Bund» vom 10. August 1900. Informationen aus den beiden Aufsätzen werden im Folgenden nicht speziell nachgewiesen. Die Hirtenzeit von Heinrich Zürcher (1875–1886) vermerken die Berner Bauernhauschroniken, Band 3, Langnau 1979, S. 120. ⁵ Brief von Ruedi

Bieri ans Naturhistorische Museum Bern vom Januar 2008 (Dokumentation NMB, Dokument 26), mündliche Auskünfte. ⁶ Dokumentation NHM, Brief 9. ⁷ StAB, K Trub 26, S. 117 und K Trubschachen 3, S. 10. ⁸ StAB, K Rüderswil 10, S. 239, K Trubschachen 1, S. 240, K Trub 11, S. 539 und K Trubschachen 2. S. 16. ⁹ Zivilstandsamt Emmental, Familienregister Trubschachen Band 8, 1967–1973, 128/29 (Wohnorte ergänzt gemäss Geburtsregister Wasen und Eheregister Langnau). ¹⁰ Dokumentation NHM, Brief 2. ¹¹ Dokumentation NHM, Brief 24. Es handelt sich um einen Brief von Fritz Wiedmer vom 1. September 1923 im Zusammenhang mit einer offenbar geplanten «Heimatkunde des Emmentals». ¹² Dokumentation NHM, Brief 24. ¹³ Mündliche Auskunft. ¹⁴ Dokumentation NHM, Brief 4. ¹⁵ <http://www.nhm.ac.uk/our-science/data/metcat/>, Zugriff 24.10.2017. ¹⁶ B. Studer: Der Meteorstein von Walkringen. In: Mitteilungen der Naturforschenden Gesellschaft Bern, 1872, S. 1–7; Ad. Fluri: Vier verschwundene Curiosa der alten Stadtbibliothek. In: Blätter für bernische Geschichte, Kunst und Altertumskunde, Bd. 7, 1911, Heft 4, 285–292. ¹⁷ wie Anm. 15; Beda Hofmann, Marc Jost, Andreas Koppelt: Der Twannberg-Eisenmeteorit, Funde 1984–2016, NHM Bern 2016, mit Liste sämtlicher Funde vom Twannberg, TW1 wiegt 15,9 Kilo. Das aktuelle Gesamtgewicht gemäss Mitteilung von Beda Hofmann vom Naturhistorischen Museum Bern. ¹⁸ Ludolf Schulz, Jochen Schlüter: Meteorite, Darmstadt 2015, S. 111 (nach der Database of Meteorical Bulletin). ¹⁹ Ebda, S. 78–84. ²⁰ Dokumentation NHM Bern, Brief 8. ²¹ Centralblatt für Mineralogie, Geologie und Paläontologie (siehe Anm. 1). ²² Dokumentation NHM Bern, Brief 19. ²³ Dokumentation NHM, Briefe 20–22. ²⁴ Ed. Gerber, Vorläufiger Bericht über den Meteorstein von Utzenstorf (Unteremmental), Kanton Bern, Mitteilungen der Naturforschenden Gesellschaft in Bern, 1928, S. 25–32. ²⁵ Der Fotograf wird erwähnt in Dokumentation NHM, Brief 17. ²⁶ Dokumentation NHM, Brief 1. ²⁷ <http://www.nmbe.ch/informieren/museum/geschichte/gebaeude>, Zugriff 27.10.2017. ²⁸ Dokumentation NHM, Briefe 15 und 17; beim Buch handelt es sich um «Mineralogie und Geologie für schweizerische Mittelschulen» von Hans Frey, erschienen 1901. Bis 1931 sind acht weitere Auflagen belegt. ²⁹ E. Cohen: Das Meteoreisen von Rafrüti im Emmental, Kanton Bern, Schweiz. In: Mitteilungen der naturwissenschaftlichen Vereinigung für Neuvorpommern und Rügen, Bd. 34, S. 84–88, und E. Cohen: Meteoritenkunde Heft 3, 1905, S. 80–83. ³⁰ Friedrich Berwerth: Die Meteoritensammlung des Naturhistorischen Hofmuseums als Born der Meteoritenkunde, Wien 1918, S. 423. ³¹ Vagn F. Buchwald, Handbook of Iron Meteorites, University of California Press, 1975, Bd. 3, S. 1004–1006. ³² <http://www.nmbe.ch/informieren/museum/geschichte/gelehrte>, Zugriff 27.10.2017. ³³ Beda Hofmann, Marc Jost, Andreas Koppelt: Der Twannberg-Eisenmeteorit, Funde 1984–2016 (wie Anm. 17, S. 16–18). Aktuelle Schätzung des Fallzeitpunktes und der Grösse des Streufeldes gemäss Angabe von Beda Hofmann.

Zur Verleihung des Wakkerpreises an die Stadt Langenthal

Simon Kuert

Wakkerpreis?

Am 15. Januar 2019 teilte der Schweizer Heimatschutz der Öffentlichkeit mit: *«Langenthal wird mit dem Wakkerpreis 2019 ausgezeichnet.»*

Der Wakkerpreis ist ein durch den Schweizerischen Heimatschutz verliehener Preis, mit dem politische Gemeinden der Schweiz für *«beispielhaften Ortsbildschutz»* ausgezeichnet werden.

Langenthal und beispielhafter Ortsbildschutz?

Als Stadtchronist und ehemaliger Stadtführer runzelte ich zunächst die Stirn. Ich erinnerte mich an die obere Marktgasse, wo einst die traditionsreiche «Löwenwirtschaft» stand und neben dem «Löiebruggli» das «Pulverhüsli» von Frau Christen. Beides eigentlich schützenswerte Objekte. Sie sind einer stillösen Überbauung gewichen. Ich sah den alten mehrhundertjährigen Kreuzhof in der Mitte der Marktgasse vor mir, die Wirtschaft mit der stilvollen Fassade, der einladenden Restaurantterrasse und den Räumen, wo einst die Führer der aufständischen Bauern im Bauernkrieg ihr Hauptquartier hatten. Heute steht dort ein gesichtsloser Bau mit Verkaufsläden, Bars und Wohnungen. Ich dachte zurück an die im klassischen Berner Bauernhausstil erbaute Wirtschaft «Wilhelm Tell», wo ich als Knabe im lauschigen Wirtshausgarten an der Langete ein «Sirüpli» trank. Heute steht auf dem Tellareal ein baulich wenig anziehendes Einkaufszentrum. Viele typische, charaktervolle Gebäude in Langenthal wurden in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts mit dem Segen der Stadt Opfer wirtschaftlicher Notwendigkeiten.

Ist das «beispielhafter Ortsbildschutz»? – Ich war gespannt auf die Begründung des Heimatschutzes für die Auszeichnung Langenthals. Sie ging von der in Langenthal durch die Schliessung der Porzellanfabrik vor zwanzig Jahren ausgelösten wirtschaftlichen Krisen aus. *«Die Stadt Langenthal überwand die Krise nicht zuletzt dank einer Rückbesinnung auf*



Gasthof zum Wilhelm Tell,
Bild um 1950.
Foto: Aus «Langenthal», 1981

die Qualitäten vor Ort und mit Mut zur Innovation. Dies zeigt sich besonders im Umgang mit dem reichen gebauten Erbe der Industriegeschichte: Fabrikareale, Arbeitersiedlungen, öffentliche Gebäude und Villenanlagen wurden systematisch inventarisiert und als zentrale Ankerpunkte für die künftige Entwicklung in der Planung festgeschrieben....» und weiter: *«Sinnbildlich für die Herangehensweise steht die gemeinschaftliche Testplanung für das Areal der Porzellanfabrik»* – diese basiere auf *«Weitsicht und Dialog»*. Was das heisst, vernahm ich kurz darauf bei einer Veranstaltung des «Vereins Porziareal». Dieser Verein vereinigt die vielen Handwerker, die sich mit ihren Kleinbetrieben in den alten Porzräumen eingemietet haben und das Areal heute beleben. Anlässlich dieser Veranstaltung erzählten Vereinsmitglieder, wie der Dialog mit den Planern und Investoren kaum erfolgt war. Sie seien in die Testplanung ebenso wenig einbezogen worden wie die Teileigentümer, die ihre Gebäude auf dem Porziareal dem Grossinvestor gar nicht abgetreten hatten. Sie sahen das *«vorbildlich geplante»* Projekt erstmals in der Zeitung. Wakkerpreiswürdige *«Herangehensweise»* einer *«gemeinschaftlichen Testplanung?»* Erneutes Stirnrunzeln.

Hat sich der Heimatschutz mit der Vergabe des Preises 2019 vergriffen?

Auch wenn viele weiterhin die Stirne runzeln, ich finde, unser «Dorf» im Herzen der Schweiz hat den Preis trotzdem verdient. Warum? Seit der Wende zum dritten Jahrtausend ist der Umgang der Stadt mit dem «gebauten Erbe der Industriegeschichte», aber auch mit dem Erbe der Bildungs- und Kulturgeschichte sowie der Siedlungsgeschichte vorbildlich. Nicht zuletzt deshalb, weil die Behörden das grosse Vermögen, welches der Verkauf der Aktien der «onyx» 2004 in die Stadtkasse spülte (104 Millionen), überlegt und weitsichtig in viele charakteristische Gebäude und Örtlichkeiten investiert haben, welche die bedeutende Geschichte des Ortes in Erinnerung rufen. Einerseits durch das Erstellen der nötigen Planungsgrundlagen, die Privaten erlaubten, mit dem historischen Erbe umsichtig umzugehen, andererseits durch Investitionen bei eigenen Liegenschaften. An der Murgenthalstrasse wird in den Fabrikhallen der weltweit bekannten Tuchfirma Gugelmann AG ein Einkaufszentrum betrieben, auf dem Areal der alten Porzellanfabrik müssen die Fabrikhallen erhalten und neu genutzt werden, sodass die Erinnerung an die dort

hergestellten, international gefragten Geschirrprodukte mit dem legendären Stempel «Langenthaler Porzellan» erhalten bleibt. An die Zeit der Industrialisierung erinnern auch die damals von Unternehmern gebauten und heute von edel gesinnten Langenthalern liebevoll unterhaltenen Villen an der Jurastrasse oder die von Wohnbaugenossenschaften unterhaltenen Arbeitersiedlungen im Haldeli oder im Hard. An die lange Bildungsgeschichte, die 1826 mit Pestalozzis «Langenthaler Rede» begann, erinnern die sanft renovierten Schulhäuser in der 1907 geplanten Langenthaler Schulstadt im Kreuzfeld, an die reiche Kulturgeschichte das 1916 entstandene und eben neu restaurierte und erweiterte Stadttheater. Dass Langenthal im 19. Jahrhundert als liberale Hochburg das «Rütli der Schweiz» genannt wurde, darauf weist das restaurierte Fresko zum eidgenössischen Offiziersfest von 1822. Der bedeutende Berner Maler Friedrich Traffelet malte es an eine Wand von einem der beiden Säle im Hotel Bären. Schliesslich ist Langenthals Siedlungsgeschichte verbunden mit dem Wasser der Langete. «Langenthal – Klein Venedig» hiess der Ort vor allem wegen der vielen Hochwasser, die seit 300 Jahren immer wieder den Ortskern überfluteten. Die neu gepflästerte Marktgasse und die liebevoll gepflegten hohen Trottoirs im Dorfzentrum erinnern daran. Dem Bau des rechtzeitig zum 1150-Jahr-Jubiläum der Stadt neu gestalteten Wuhrplatzes gingen Ausgrabungen voraus, die neue Erkenntnisse zur Siedlungsgeschichte gebracht haben. Schliesslich erweist sich der Ort auch als wegweisend in seiner Geschichtspflege, welche die zum 1100-Jahr-Jubiläum des Dorfes (1961) gegründete Stiftung zu wissenschaftlichen Forschung verantwortet.

Ich will nachstehend versuchen, aus der Geschichte des Ortes heraus zu begründen, warum wir Langenthalerinnen und Langenthaler stolz sein dürfen, den Wakkerpreis 2019 erhalten zu haben.

Siedlungsentwicklung

Lange war Langenthal als «grösstes Dorf» der Schweiz bekannt. Das hat mit der Siedlungsgeschichte zu tun. Das heutige städtisch anmutende Zentrum mit der Marktgasse ist erst seit dem 17. Jahrhundert belebt. 1613 wurden über den Dorfbach (die Langete), am Ort des heutigen Kunstmuseums, ein Kaufhaus und eine Tuchlaube gebaut. Zugleich bewilligte die Berner Obrigkeit den Langenthalern die Durchführung eines Wochenmarktes. Es war der Anfang der Überbauung des heutigen Ortskerns, welcher vorher als innere Allmend landwirtschaftlich genutzt wurde. Erste Siedlungsbereiche waren die leicht erhöhten Quartiere abseits des heutigen Zentrums: Der Geissberg (Kirche), das Hübeli (Kreuzhof) oder die Greppen. Jüngst haben neue Ausgrabungen im Gebiet oberhalb der Mühle (Wuhrplatz) ans Licht gebracht, dass dieses Gebiet früher als andere belebt war. Dort wurde das Wasser der Langete schon früh zu gewerblichen Zwecken genutzt. So bildeten vermutlich aufgrund der neuen Ausgrabungen im Wuhrgebiet im Mittelalter und in der frühen Neuzeit der Raum Mühle/Wuhrplatz gemeinsam mit der Kirche und ihrer Umgebung (die Kirche ist mit der Mühle 1224 erstmals erwähnt) den Dorfkern. Es ist anzunehmen, dass dieser Raum etwa identisch war mit der Ausdehnung des römischen Gutshofes, den Ausgrabungen im Kirchenfeld nachgewiesen haben.

Zum Verschwinden brachte dieses Zentrum die zunehmenden Überflutungen durch die Langete im Zuge der Klimaerwärmung im 16. Jahrhundert sowie der grosse Dorfbrand von 1542. In der Folge verlagerte sich das Dorfleben nach Süden in das Gebiet der heutigen Marktgasse. Dort erstellte 1602 ein «Joseph Hochwald (Howald)» eine Wirtschaft (Bären) über die Langete (Nachfolgebau eines früheren, 1542 abgebrannten Holzbaus). Der Rat zu Bern wies in diesem Jahr seinen Seckelmeister Ougsburger an: «*Sölle dem Wirt zum Bären in syn nůwgebuwne Wirtschaft miner Herren wapen machen lassen.*» Howald baute über den Bach, um sich der Zahlung eines Bodenzinses an den Grundherrn (Kloster St. Urban) zu entziehen. Dasselbe machte auch die Dorfgemeinde, als sie 1613 etwas südlicher, ebenfalls über dem Wasser, eine Tuchlaube und ein Kaufhaus mit einer Wirtschaft und einem Gemeinderaum erstellen liess. Bald darauf wurden weitere Häuser rechts der Gasse über dem

Kaufhaus und Tuchlaube über die Langete gebaut (um 1750). Nach einem alten Oelbild von Stähly-Rychen (1894), neu gemalt von Eugen Kohler (1937).





Hochwasser 1950, Bahnhofstrasse
vor der «Wasserunterführung»
beim Bahnhof.
Postkarte: Kiosk AG

Bach erstellt. Das führte dazu, dass bei Überschwemmungsgefahr das Überwasser des Bachs mittels einer Schleuse durch die heutige Bahnhofstrasse und nach 1857 durch einen Tunnel unter dem Bahnhof hindurch in das Hardquartier geleitet werden musste. Mit der zunehmenden Überbauung des Zentrums entstanden die kunstvolle Pflästerung und die hohen Trottoirs an der Markt- und Amthausgasse (heute Bahnhofstrasse). Sie sind für Langenthal noch heute charakteristisch und prägen das Stadtbild, auch wenn die Überflutungen des Ortskerns verschwunden sind. Seit 1991 führt ein Hochwasserstollen bei Madiswil Überwasser direkt der Aare zu.

«Einer der schönsten und reichsten Orte in Europa»

Langenthal wird 861 als «Langatun» in «pago aragauginse» erstmals erwähnt. In einer der fünf Oberaargauer Urkunden, die sich im «Capitulum XV» des Klosterarchivs St. Gallen befinden. «Exemplar traditionis Theotharti et fratris sui Buobonis de Aargaoue superiori de locis Perolti-suillare et Langata nuncupatis» – so der Vermerk der Urkunde durch den mittelalterlichen Klosterarchivar. Sie bestätigt die Übertragung von Besitz süddeutscher Adeliger in «Langatun» an das Kloster St. Gallen. Im Hard haben Ausgrabungen, die im Zusammenhang mit der Erstellung der «Bahn 2000» erfolgten, aufgedeckt, dass der Raum Langenthal schon vorher besiedelt war. Die gefundenen Gräber lassen eine Siedlungskontinuität von der älteren Eisenzeit (Hallstattzeit, 800–600 v. Chr.) bis ins Frühmittelalter (6.–7. Jahrhundert) vermuten. Weitere Ausgrabungen, die um die Kirche erfolgten (1956/2006), lassen zudem den Schluss zu, dass sich dort um 300 n. Chr. der erwähnte römische Gutshof befand. In schriftlichen Quellen taucht der Ort erst wieder dreihundert Jahre nach der Ersterwähnung als Teil der Herrschaft der Freiherren von Langenstein/Grünenberg auf. Diese auf einer Burg bei Melchnau ansässigen Adeligen vermachten einen grossen Teil ihres Besitzes dem von ihnen 1194 gestifteten Kloster St. Urban. Darunter auch die Mühle und die Kirche von Langenthal (1224). Der Abt und der Konvent des Zisterzienserklosters übernahmen bis zur Reformation schrittweise die volle Ortsherrschaft und blieben auch in der Zeit des Alten Bern bis Ende des 18. Jahrhunderts



Bleichenstock, erbaut 1807
von Senator Zulauf.
Fotos: Aus «Langenthal», 1981



Das erste nationale Offiziersfest
1822 in Langenthal. Fresko 1935
von Friedrich Traffelet im Hotel
Bären in Langenthal.
Foto: Matthias Kuert

die Grundherren Langenthals. Die vom Berner Magistrat 1528 eingeführte Reformation im Gebiet des katholischen Grundherrn führte zu einem schleppenden Aufbau einer reformierten Kirchgemeinde. Im 18. Jahrhundert nahm der Ort dank einer blühenden Landwirtschaft (Baulicher Zeuge: die Alte Mühle von 1750), einer intensiven Tuchproduktion (Baulicher Zeuge: historisches Farbquartier mit Bleichestock Zulauf) und einem einträglichen Tuchhandel (vorhandene Handelsbücher von Abraham Rüegger im Bürgerarchiv) einen solchen wirtschaftlichen Aufschwung, dass ihn der reisende Professor Christoph Meiners aus Göttingen 1765 in seinem Reisetagebuch als «einen der schönsten und reichsten Orte in Europa» beschrieb.

Das «Grütli» des 19. Jahrhunderts

Persönlichkeiten wie der Landarzt und Philosoph Andreas Dennler (1755–1819) und der politische Literat Johann David Mumenthaler (1772–1838) waren bereits jenem freien, aufgeklärten und weitsichtigen Denken verpflichtet, das im Laufe des 19. Jahrhunderts die Schweiz zum heutigen liberalen Nationalstaat werden liess. Entsprechend wurde der Bundesstaat durch Ereignisse in Langenthal gefördert. Zunächst durch das erste nationale Offiziersfest, das die Gemeinde 1822 zusammen mit dem Berner Offizierscorps durchführte. Ein Journalist der «Gazette de Lausanne» berichtete über das Fest und bezeichnete Langenthal als das «Rütli der Schweiz des 19. Jahrhunderts». Friedrich Traffelet hat dieses nationale Ereignis 1935 im Hotel Bären in einem Fresko dargestellt. Dann tagte 1826 die Helvetische Gesellschaft in Langenthal, und der betagte Heinrich Pestalozzi (1746–1827) liess seine Rede über «Erziehung und Vaterland» vor der geistigen Elite im Land verlesen. In der Folge legten Anhänger Pestalozzis mit der Gründung der ersten Sekundarschule im Kanton Bern (1833) und einem Institut für ganzheitliche Bildung (Institut Bandlin) in Langenthal den Grundstein zu einem Bildungszentrum. Weiter war 1831 in Langenthal der radikal-liberale «Eidgenössische Schutzverein für politischen Fortschritt» gegründet worden. In diese Reihe nationaler Institutionen fügte sich auch die «Grütlibewegung» ein. Der Grütliverein wurde 1838 in Genf als Diskussionsforum patriotisch ge-

sinnter Handwerksgesellen gegründet. Johannes Niederer, der wichtigste Schüler Pestalozzis, der über seine Frau Rosette Niederer-Kasthofer auch in Langenthal ein Töchterinstitut gegründet hatte, hoffte, dass über die Grütlianner *«etwas Grosses entstehen kann, wie einst die Schweiz aus dem Grütli hervorgegangen ist»*. In Langenthal entstand ein tragender Grütliverein, der nach dem Motto *«durch Bildung zur Freiheit»* wirkte. Er verband sich mit dem *«Bärenleist»*, einer Vereinigung der liberalen Dorfelite, und führte 1872 ein grosses nationales *«Grütlifest»* durch. Nach 1848 schloss sich die Studentenverbindung Helvetia dieser Tradition an und beschloss 1857, ihre Jahresfeste in der liberalen Hochburg durchzuführen (Baulicher Zeuge: die römische Göttin Pomona, Statue vor dem Theater). Die geistigen Strömungen des 19. Jahrhunderts in Langenthal fasste der *«Vaterländische Pilger»* zusammen. Die der *«res publica»* verpflichtete Zeitung erschien seit 1842.

Zu einer liberalen *«res publica»* gehörte auch der Kampf gegen das kirchliche Dogma. Noch 1872 verlangte die Berner Staatskirche von taufenden Eltern verpflichtend das Aufsagen des apostolischen Glaubensbekenntnisses. Der liberale Sekundarlehrer Jakob Rüefli (1868–1886 in Langenthal) forderte an einer Kirchgemeindeversammlung die Abschaffung dieses Teils der reformierten Liturgie. Die Gemeinde folgte ihm, gegen den Widerstand des Pfarrers. Dieser Entscheid war ein Rechtsbruch, der in der kirchlichen Presse der Schweiz für grosses Aufsehen sorgte. Er blieb aber ohne Folgen, weil zwei Jahre später das bernische Kirchengesetz ebenfalls der Bekenntnisfreiheit verpflichtet war. In Langenthal wurden nach diesem Bruch mit der kirchlichen Tradition für mehr als sechs Jahrzehnte bloss Pfarrer gewählt, die im sogenannten *«Kulturprotestantismus»* ihre Heimat hatten. Die Verbindung von christlicher Überlieferung mit Kultur und Bildung förderte in Langenthal das Vereinswesen und führte 1916 zum Bau des Stadttheaters, das heute nach seiner Renovation zum Hundert-Jahr-Jubiläum zu einem der bedeutendsten Gastspielhäuser der Schweiz geworden ist.

Im Bereich der Bildung entwickelte sich 1907 unter dem Schulpräsidium des liberalen Pfarrers Hans Blaser (1878–1936) der visionäre Plan, das 1876/77 im Kreuzfeld entstandene Sekundarschulhaus mit weiteren, um einen Sportplatz herum gegliederten Schulhäusern zu ergänzen. Der Plan wurde darauf schrittweise umgesetzt und die einzelnen Schul-

Plan der Schulanlage Kreuzfeld von 1907.

Foto: Stadtarchiv Langenthal



häuser stets vorbildlich restauriert, sodass die in der Schweiz einzigartige Baugruppe mit zum Wakkerpreis 2019 geführt hat.

Industrialisierung



Postkarte vom Bahnhof Langenthal um 1910. Die Anbindung an den Bahnlinie Olten-Bern 1857 war ein Ausgangspunkt für die Industrialisierung.

Obwohl mitten in Europa gelegen, befindet sich die Stadt Langenthal etwas abseits der internationalen Verkehrsachsen. Noch ist die Metropole des Oberaargaus nicht direkt an die Autobahn angeschlossen und die Bahn 2000 flitzt am Ort vorbei. Dennoch findet man überall auf der Welt Produkte *«made in Langenthal»*. Fliegt man von Zürich nach Asien, Afrika oder Amerika, so sitzt man im Flugzeug mit grosser Wahrscheinlichkeit auf Stoffen, die in Langenthal produziert wurden. In der Sportklinik Leipzig dienen textile Kreationen aus Langenthal der Genesung, besucht man Weltcuprennen im Mountain Bike oder im Motorsport, wird man auf grün-weiße Ölfässer aufmerksam, die auf hochwertiges Schmier- und Motorenöl aus Langenthal hinweisen, bei Ferien im Süden könnte es geschehen, dass man unter der Sonne in einem Restaurant Pommes frites aus Langenthal isst, oder beim Besuch einer Messe in Moskau begeistert ein in Langenthal produzierter Linearroboter Tausende von Besuchern. Die Beispiele liessen sich vermehren. Sie zeigen: Langenthal ist zwar nicht der Nabel der Welt, aber die Produkte, die hier hergestellt werden, sind weltbekannt und machen Langenthal auch heute zwar nicht mehr zu einer der *«reichsten Städte in Europa»*, aber immerhin zum bedeutendsten Industrieort im Kanton Bern (Industriebetriebe gemessen an der Bevölkerungszahl). Der 1857 gelungene Anschluss an die Schweizerische Centralbahn bedeutete zwischen 1860 und 1910 einen entscheidenden Industrialisierungsschub. Zunächst knüpften Unternehmerpersönlichkeiten wie Johann Friedrich Gugelmann (1829–1898) an das vorhandene Wissen und an die überlieferten Fertigkeiten der Menschen in der Textilherstellung an. Aus England importierte Gugelmann mechanische Webstühle und baute in Roggwil und Langenthal eine Textilfabrik von europäischem Format auf. Weitere Textilunternehmer und Textilhändler folgten. Unter anderen Friedrich Baumann (1860–1931) und Albert Brand (1860–1937), die am Anfang von Textilfirmen stehen, die heute noch blühen (Création Baumann, Lantal AG). Wie Gugelmann konnten

auch sie auf die guten wirtschaftlichen Rahmenbedingungen zurückgreifen. Neben dem Bahnanschluss waren es vorbildliche Bildungseinrichtungen: Seit 1833 bestand die Sekundarschule, seit 1853 die Handwerkerschule, eine der ersten Gewerbeschulen im Kanton Bern. Dann stand bald genügend Geld für Investitionen zur Verfügung. Zu der florierenden Amtersparniskasse (1824) und der Filiale der Kantonalbank (1864) hatten Oberaargauer Unternehmer 1867 die Leihkasse Langenthal (später Bank in Langenthal) gegründet. So konnten Unternehmen sowohl von einer bedürfnisorientierten Ausbildung der Arbeitskräfte wie auch von dem nötigen Risikokapital profitieren. 1895 wurde zudem in Wynau das erste grosse Laufkraftwerk der Schweiz in Betrieb genommen und seit 1905 gab die Druckerei Merkur die bestehenden liberalen Oberaargauer Zeitungen heraus und bot Unternehmern eine Plattform für ihre Werbung.

Alle diese Umstände führten dazu, dass auch ausserhalb der Textilindustrie die Wirtschaft in Fahrt kam. So verlegten Persönlichkeiten, die in umliegenden Dörfern Unternehmen aufgebaut hatten, den Firmensitz nach Langenthal. So Moritz Ruckstuhl (1847–1918), der 1881 in Melchnau mit der Teppichproduktion begonnen hatte. Die Firma Ruckstuhl hat sich als Familienunternehmen behauptet und stellt noch heute hochwertige Teppiche aus Naturfasern her. Dann hatte 1869 Jakob Ammann (1842–1923) auf seinem Hof in Madiswil eine Werkstatt errichtet, wo er Mühlen- und Landmaschinen herstellte. Sein Bruder Ulrich (1861–1944) zog 1896 nach Langenthal wo er den Betrieb zu einer Maschinenfabrik ausbaute. Heute wird die Ammann Group in der sechsten Generation geführt. Die Carrosserie Langenthal hat ihre Wurzeln in St. Urban, wo Fritz Grogg (1861–1924) erste motorisierte Wagen herstellte. 1888 zog er nach Langenthal und entwickelte aus einem kleinen Betrieb eine Firma und nach 130 Jahren steht die Calag Carrosserie Langenthal als führende Anbieterin in der Schweiz im Bereich Fahrzeugbau und Carosseriearbeiten da. 1906 entstand die vom gebürtigen Steckholzer Arnold Spychiger (1869–1938) gegründete Porzellanfabrik Langenthal. Fast ein Jahrhundert war sie das Markenzeichen der Region und mit über 1000 Arbeitsplätzen einer der grössten Arbeitgeber im Oberaargau. Die erhaltenen Fabrikanlagen der Porzi sind noch heute von Kleinhandwerkern mit Leben gefüllt, und Investoren planen gemeinsam mit ihnen ein Wohn- und Arbeitszen-

Porzellanfabrik Langenthal um 1910.
Aus der Postkartensammlung von Luzius Wernly.



trum im Süden der Stadt. Wie die Textilindustrie an die Tradition der vorindustriellen Tuchproduktion im 18. Jahrhundert anknüpfte, hat auch die Produktion und der Handel mit Landesprodukten in der von Meiners beschriebenen florierenden Landwirtschaft ihre Wurzel. Schon 1785 benützte Jakob Baumberger (1834–1888) das reine Langenthaler Quellwasser zur Herstellung des legendären «Baumberger Biers». Dank den guten Voraussetzungen für die Milchwirtschaft (die Wässermatten lieferten kräftiges Gras und Heu) wurde der Oberaargau zu einem Zentrum des Käsehandels. Praktisch jedes Dorf verfügte über eine Käserei und lieferte den Käse einem der beiden grossen Langenthaler Käsehandels Häuser Sommer und Farner, die ihn weltweit vermarkteten. 1889 legte Ernst Geiser (1870–1929) den Grundstein für die grösste private Agrar- und Kartoffelverarbeitungsgruppe in der Schweiz (heute Geiser agro.com und Kadi AG). Die Firma expandierte und 1939 erfolgte in Langenthal mit dem Bau des Obstkühlhauses eine Pionierleistung der Lagerlogistik im Landesproduktesektor. Ein wichtiger Zweig des Familienunternehmens wurde die Kartoffelverwertung mit der Herstellung von Pommes frites. Im Blick auf die neuen Fast-Food-Ketten wie Mc Donalds ein bedeutender Schritt. Nicht zu vergessen ist, dass auch die Produktion von «Thomysenf» in Langenthal begann. Die Familien Thomi und Meister stellten ab 1907 in der Farb unter dem Namen «Langenthaler Senf» bis 1930 Tafelsenf her.

Alle die Unternehmerpersönlichkeiten, welche zwischen 1890 und 1930 mit ihren Familien die Industrialisierung im Oberaargau prägten, waren untereinander über gesellschaftliche Clubs und über das Militär gut vernetzt. In Hector Egger (1889–1956) fanden sie zudem einen Baumeister, der ihre Villen und Firmengebäude baute und zugleich auch Arbeiterquartiere entwarf. Der Name Hector Egger ist noch heute in zwei Firmen gegenwärtig: In der Hector Egger Holzbau AG, die mit Holz und einer neuartigen Technologie Fabrikhallen baut, und in der HE Hector Egger Bauunternehmung AG, die qualitativ hochstehende Wohnhäuser und Industriebauten erstellt. Dank diesen Familienunternehmen lag der Industrialisierungsgrad in Langenthal um 1930 weit über dem bernischen Durchschnitt. Nach dem Zweiten Weltkrieg profitierten die Firmen von günstigen Exportbedingungen und blühten weiter auf. Die Entwicklung wurde erst in den 1970er Jahren durch den weltweiten Strukturwandel

gebremst. Ein Rückgang der Beschäftigungszahlen im industriellen Sektor war die Folge. In Langenthal traf es die Textilindustrie mit der Schliessung der Firma Gugelmann und die Porzellanindustrie mit der Einstellung der Geschirrproduktion in der Porzellanfabrik. Allerdings konnten sich auch im Textilbereich jene Firmen behaupten, die mit innovativen Produkten Nischen entdeckten: Die Lantal Textiles mit der Produktion von Stoffen für Flugzeug-, Bahn- und Bussitze und die Création Baumann mit der Herstellung von edlen Stoffen zur Raumgestaltung. Auch in der Maschinenindustrie machten neben der Ammann Group bald neue Firmen mit innovativen und kreativen Produkten von sich reden: etwa die Firma Güdel AG mit neuartigen Linienrobotern, auf dem Gelände des Flugplatzes Langenthal-Bleienbach die MDC Max Daetwyler mit der Herstellung von Rakelmessern (Geräte, die ein besonderes Tiefdruckverfahren ermöglichen). 1944 verlegte Arnold Bucher (1898–1968), der in Bützberg Schuh und Bodenpflegemittel herstellte, den Sitz der Firma nach Langenthal, wo er und seine Nachkommen sie zum grössten Frischöl-Veredelungsunternehmen der Schweiz ausbauten. Die innovativen Schmierstoffe der Motorex AG werden weltweit benützt.

Sozialer Wandel

Die Industrialisierung führte am Ort zu einer Umschichtung im gesellschaftlichen Gefüge. Die neue Schicht der Industriearbeiter musste ins Dorfleben integriert werden. Dazu organisierten sich die Arbeiter mit der Unterstützung durch Intellektuelle (Spitalchefarzt Dr. August Rikli, Pfarrer Hans Blaser, die Lehrer Albert Arni und Rudolf Iseli) in Gewerkschaften (Textil und Metallbau) und Vereinen. Zusammen mit den Grütlianern schlossen sie sich 1907 zur Arbeiterunion zusammen. Diese vertrat bald auch die politischen Interessen der Arbeiter gegenüber der noch dominanten freisinnigen Bewegung, die sich 1906 in der Freisinnigen Partei organisiert hatte. Nach erfolglosen Versuchen, entsprechend ihrer Stärke im Gemeinderat und in den Kommissionen das Gemeindeschick mitzugestalten, startete die Arbeiterunion 1918 eine Initiative zur proportionalen Vertretung der verschiedenen politischen Gruppierungen in der Gemeindeleitung. Die Frucht der Bemühungen war 1919 die Einführung

eines 40-köpfigen Gemeindeparlaments. Die ersten Wahlen machten die beiden Lebenskulturen sichtbar, die sich im Zuge der Industrialisierung gebildet hatten. Auf der einen Seite das traditionelle bürgerliche Milieu, getragen vom lokalen Unternehmertum, vom Gewerbe und von den zahlreichen bürgerlichen Vereinen. Auf der anderen Seite das Arbeitermilieu, getragen von den Gewerkschaften, den vielen zwischen 1910 und 1920 entstandenen Arbeitervereinen und Arbeiterorganisationen. Dieser Milieudualismus spiegelt sich auch in ihren jeweiligen Kulturzentren, dem Hotel Bären mit seinen barocken Sälen auf der einen Seite, dem «Volkshaus» im Wuhr auf der anderen Seite. Das Nebeneinander der beiden sozialen und kulturellen Milieus prägte Langenthal die ersten sieben Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts. Die architektonischen Zeugen dieser Zweiklassengesellschaft finden wir einerseits in den Villen an der Jura- und Ringstrasse, andererseits in den typischen Arbeiterquartieren Haldeli, Hard und Gabismatte.

1961 feierte Langenthal seine 1100-Jahr-Feier und 2011 entsprechend «1150 Jahre Langenthal». Beide Jubiläen bewirkten Nachhaltiges. 1961 wurde auf die Initiative des bedeutenden Historikers Jakob Reinhard Meyer (1883–1966) die «Stiftung für heimatkundliche Forschung über Dorf und Gemeinde Langenthal» geschaffen mit der Beauftragung eines offiziellen «Dorf- bzw. Stadtchronisten». In Chroniken und den regelmässig erscheinenden «Langenthaler Heimatblättern» haben Meyer und sein Nachfolger, Ehrenbürger Dr. Max Jufer, dafür gesorgt, dass in wissenschaftlichen Abhandlungen die Ortsgeschichte aufgearbeitet wurde. Neuerdings ist sie in origineller Form auch auf der Internetseite der Stadt nachzulesen. Die Langenthaler Geschichte des 20. Jahrhunderts ist in dem Band «Vom Dorf zur Stadt» (2001) entfaltet. Über die Entwicklung der Wirtschaft berichtet das Buch «Metall-Textil-Porzellan-Frites und Chips» (2004), und das Buch «Jubiläen» gibt einen Überblick über die erhaltenen Archivalien und die gesamte heimatkundliche Literatur über Langenthal (2011). Das neueste Werk «Demokratie im Herzen der Schweiz» (2019) entfaltet die politische Geschichte der letzten 100 Jahre in Langenthal.

Anlässlich der 1150-Jahr-Feier 2011 wurde baulich Nachhaltiges geschaffen. Wie bereits eingangs geschildert, hat der Gemeinderat das durch

den Verkauf der onyx-Aktien erworbene Kapital überlegt und nachhaltig eingesetzt. So entstand mit dem Wuhrplatz ein neues Begegnungszentrum. Zusammen mit der neu gestalteten oberen und unteren Markt-gasse, der sorgfältig modernisierten Schulanlage im Kreuzfeld, dem sanft renovierten und ausgebauten Theater von 1916 und den schrittweise erneuerten Privat- und Industriebauten Hector Eggers ist der künstlerisch gestaltete Platz eines der Werke, welche dazu führten, dass Langenthal zum Gewinner des Wakkerpreises 2019 ausgewählt wurde.

Literatur

Die vorliegende Darstellung basiert auf: Simon Kuert: Quellen und Literatur zur Langenthaler Geschichte, in: «Jubiläen». Beiträge zum Stadtjubiläum 1150 Jahre Langenthal, herausgegeben von der Forschungsstiftung Langenthal, S. 251–281. Dort werden als Grundlagenliteratur zur Langenthaler Stadtgeschichte vor allem die Abhandlungen der beiden verdienten Historiker Jakob Reinhard Meyer (1883–1966) und Ehrenbürger Dr. Max Jufer gewürdigt.

Nachfolgende Fotos:
Herbert Rentsch



Schulanlage Kreuzfeld IV.



Arbeitersiedlung Haldeli (oben),
Porziareal (links).



Wuhrplatz (links),
Stadttheater.





Restaurant und Hotel L'Auberge (oben),
obere und untere Marktgasse (rechts).



125 Jahre Ärztehaus in Kleindietwil 1894–2019

Jürg Rettenmund

Dieter und Marianne Braun übernahmen die Praxis von Rudolf und Sonja Böni am Hunzenweg in Kleindietwil 1988. Damals schenkten ihnen ihre Vorgänger «zum Bezug ihres neuen Heimes und Wirkungsortes» drei Fotos. Es waren, wie sie hinten auf dem Rahmen vermerkten, Kopien von alten Daguerrotypen aus Glas, die Rudolf Gerster 1906 von Haus und Praxis hatte anfertigen lassen. Dieser hatte das Ärztehaus 1894 erstellen lassen. Seit damals sind nun genau 125 Jahre vergangen – Gelegenheit zu einem Rückblick auf eine Geschichte, die inzwischen im Nachbardorf Madiswil weiter geht.

Rudolf Gerster war allerdings nicht der erste Arzt im kleinen Dorf an der Langete, wo das Nebental des Ursenbachs in das Haupttal einmündet. Dieses war mit der bereits 1833 gegründeten Sekundarschule zu einem kleinen Zentrum zwischen Langenthal und Huttwil geworden. Bereits von 1847 bis 1878 ist im Staatskalender des Kantons Bern ein Samuel Leuenberger nachgewiesen.¹ Er war in den Jahren 1855 und 1856 Präsident des Ärztlichen Bezirksvereins Oberaargau.² Mehr als dies und das Patentierungsjahr 1844 erfährt man aus den bekannten Quellen über ihn jedoch nicht.

Rudolf Gerster,³ geboren im Oktober 1849, war in Eriswil aufgewachsen, wo sein Vater als Pfarrer wirkte. Weil er dort keine höhere Schule besuchen konnte, bereitete ihn sein Vater selbst auf das Gymnasium vor, seit er elf Jahre alt war. Dieses besuchte er in Bern, wohin auch seine Eltern umzogen. An der dortigen Universität studierte er Medizin. Die Lehrjahre führten ihn nach Paris, Prag und Wien. Seine Dissertation widmete er den Lymphgefässen des Hodens.

1876 eröffnete er in Bad Gutenberg eine eigene Praxis, die er ein Jahr später nach Weinstegen verlegte. 1894 konnte er das Doktorhaus am Hunzenweg in Kleindietwil beziehen, das er selbst hatte bauen lassen. Die Daguerrotypen von 1906 zeigen das Haus nicht nur von aussen. Eine

Das Doktorhaus in Kleindietwil auf Daguerreotypen aus dem Jahr 1906. Oben Ansicht vom Hunzenweg, unten Ansicht von der Gartenseite.



gewährt auch einen Blick ins Innere. Sie zeigt stehung ein als «Urkunde» betitelter Zettel d Vorschein, als es demontiert wurde. Das Täfer beiden Schreibern Fritz Leuenberger aus Urse mann aus Memmingen (D) hergestellt. Als Vc Twann, das Holz lieferte Sager Brand aus Urse ein älteres Buffet mit Intarsien, das auf der r datiert ist.

Die Arbeitszeit Rudolf Gersters, zu der auch dürfte sich zum grössten Teil auf dem Weg zu Patienten abgespielt haben. Im Nachruf wird d wie «weitläufig» diese war. Sein Tätigkeitsgeb gete zwischen Langenthal und Huttwil sowie c denden Täler umfasst haben. In den dortigen D Weltkrieg keine anderen regelmässig prakt Lotzwil erhielt seine erste Praxis 1934, Madisv Im Nachruf für Rudolf Gerster wird insbeson schick hervorgehoben. Dieses sei bereits bei Tragen gekommen, später dann beim Studium war ein geborener Feinmechaniker, der alle M und Gummi zu behandeln wusste.» Er fabrizier Apparate. Erwähnt wird ein sogenannter Bra einer benachbarten Schmiede spontan herst Geburt fehlte.

In der Sekundarschulkommission von Kleindiet Gerster als Mitglied und langjähriger Präsident Emma Strasser und Vater von drei Töchtern. E 64 Jahren nach 38 Jahren Praxistätigkeit.

Die Praxis des Verstorbenen übernahm Paul V 1922 in Kleindietwil, also auch während der Z und der Spanischen Grippe. Wie viel davon er i ist allerdings nicht bekannt, überliefert ist nur dienst leistete. Dort lag denn auch seine Zuk ruktionsoffizier der Sanitätstruppen, hauptsä waffenplatz Basel. 1936 wählte ihn der Bun

nachdem er seinem Vorgänger bereits als Adjunkt gedient hatte. Er



versah seine neue Funktion auch während des Zweiten Weltkrieges. In dieser Zeit baute er den Sanitätsdienst der Armee aus. Danach setzte er als Direktor des Eidgenössischen Gesundheitsamtes seinen Einsatz gegen Epidemien und die Tuberkulose fort.

Aufgewachsen war Paul Vollenweider, geboren 1888, in Burgdorf, wo sein Vater Rektor des Gymnasiums war. Seine Mutter stammte aus einer Arztfamilie. Er war zweimal verheiratet. Er starb 1962, acht Jahre nach seiner Pensionierung.

Nachfolger von Paul Vollenweider in Kleindietwil wurde Eugen Wiesman, der die Praxis 1931 an Max Ackermann weitergab. Dieser liess 1939 einen südseitigen, elf mal sechs Meter grossen, einstöckigen Anbau erstellen – ein Zeichen dafür, dass die Patientinnen und Patienten nun selbst mobiler waren und ihren Hausarzt vermehrt in seiner Praxis aufsuchten. Dieser konnte ihnen dort vielfältigere Untersuchungs- und Behandlungseinrichtungen anbieten. Max Ackermann wirkte bis 1957 in Kleindietwil. Sein Nachfolger wurde Rudolf Böni.

Dieter Braun lernte Rudolf Böni in den 1980er Jahren kennen.⁶ Er verbrachte seine Assistenzzeit damals unter anderem auf der Inneren Medizin und Orthopädie im Regionalspital Langenthal. In dieser Zeit erkrankte Rudolf Böni. Zur Aufrechterhaltung der medizinischen Grundversorgung im mittleren Langetental wurde dringend ein Ersatz gesucht. W. Voellmy, Dieter Brauns Chef, schickte diesen deshalb ins Doktorhaus nach Kleindietwil, um die verwaiste Praxis während einer beschränkten Zeit weiterzuführen. Der junge Arzt hatte damals noch wenig bis gar keine Praxiserfahrung – entsprechend fühlte sich die neue Tätigkeit für ihn wie ein Sprung ins kalte Wasser an. Dank Mithilfe der erfahrenen Arztgehilfin und seiner Ehefrau konnte er den strengen Praxisalltag trotzdem bewältigen. Damals gehörten die Hausbesuche noch zur täglichen Arbeit des Hausarztes, der Hustensirup wurde nach alter Rezeptur im Keller zusammengemischt und in Flaschen abgefüllt, das Schlafmittel Sanalepsi im Offenausschank abgegeben, die Röntgenbilder von Hand entwickelt. Diese Art Medizin gefiel Dieter Braun, sodass er ebenfalls Hausarzt werden wollte. Nach Abschluss der Ausbildung zum FMH für Allgemeine Medizin bot ihm Rudolf Böni seine Praxis mit Wohnhaus zur Übernahme an. Zusammen mit seiner Frau nahm er die Herausforderung an. Zuerst stand eine Gesamtanierung von Praxis und Wohn-

Die Postkarte oben wurde im Beitrag über den Streik der Huttwiler Eisenbahner im letzten Jahrbuch abgedruckt mit der Information, beim Haus im runden Bild handle es sich um die Drogerie Steffen. Ein Vergleich mit den Aufnahmen von Familie Braun zeigt jedoch, dass es das Doktorhaus ist. Die Drogerie ist auf der unteren Karte unten links wiedergegeben.



haus an. Zuletzt war diese 1939/40 erneuert worden. Dann zog die junge Familie mit drei kleinen Kindern ins Doktorhaus ein.

Am 8.8.1988 um 8.08 Uhr konnten Dieter und Marianne Braun den ersten Patienten empfangen. Alles war neu für sie. Dieter Braun erinnert sich, dass er sich damals überlegte, ob er einen Computer anschaffen sollte oder nicht. Berichte an Krankenkassen oder Überweisungen an andere Ärzte wurden entweder von Hand oder mit der Schreibmaschine geschrieben. Er und seine Frau blickten auf strenge, aber auch schöne Jahre zurück mit vielen Patientengeschichten, «die das Leben schrieb». Die regionalen Notfalldienste, während einer Woche rund um die Uhr zu leisten, waren kräftezehrend und aufwendig – auch für die Ehefrau, die bei Nacht- und Nebelaktionen zuhause das Telefon hüten musste. Die Landpraxis in ihrer damaligen Form war Anlaufstation für fast alle medizinischen Bereiche: Unfälle, Gynäkologie, Schwangerschaftskontrollen, Kinder- und Neugeborenenkontrollen und vieles mehr. In den sieben umliegenden Gemeinden war auch die schulärztliche Tätigkeit zu erledigen. Sehr hilfreich war der gute Zusammenhalt unter den Landärzten im mittleren und oberen Langetetal.

Die Arbeitsbelastung und die Herausforderung an ein immer grösser werdendes Praxisteam nahm in all diesen Jahren zu. Dazu kam ein sich ankündigender fundamentaler Wechsel im Verständnis der Landpraxis: Das bisherige Modell des «Einzelkämpfers» wurde zunehmend in Frage gestellt und schien auszulaufen. Die Gruppenpraxis mit mehreren Ärztinnen und Ärzten in einem grösseren Team war das Modell der Zukunft. Vor diesem Hintergrund suchten Dieter und Marianne Braun das Gespräch mit Christoph Hug und seiner Ehefrau Stefanie Hug, die im Nachbardorf Madiswil ebenfalls eine Einzelpraxis führten. Dieter Braun erinnert sich noch genau an das erste Zusammentreffen am 23. Januar 2010 im Doktorhaus in Kleindietwil. Die beiden Ärzte überlegten sich, wie sie vor dem Hintergrund ihrer absehbaren Pensionierung die medizinische Grundversorgung im mittleren Langetental in Zukunft sichern könnten. Im Kontext des erwähnten Zeitgeistes gab es für sie nur die eine Lösung: Zusammenlegen ihrer bisherigen Praxen zu einer Gruppenpraxis.

Es begann eine kreative und konstruktive Zusammenarbeit. Es mussten viele Fragen beantwortet werden. Standort der neuen Praxis? Finanzierung? Wie werden Praxisteams und EDV zusammengeführt? Es war den

Das Doktorhaus wird heute als Praxis für Physiotherapie genutzt.
Foto: Herbert Rentsch



beiden Ärzten von Anfang an klar, dass ihre bisherigen Mitarbeiterinnen, welche die Eigenheiten der beiden so verschiedenen Praxen und all die Patienten bestens kannten, ein zentraler Pfeiler ihres Projektes waren. So führten sie von Anfang an regelmässig gemeinsame informelle Treffen ihrer beiden Praxisteams durch. Zunehmend wurde ihnen klar, dass sie für die neue Gruppenpraxis einen neuen Standort suchen mussten. Für Dieter Braun bedeutete das, dass damit eine Ära im Doktorhaus in Kleindietwil mit sechs verschiedenen Hausärzten zu Ende ginge. Es stellte sich im Weiteren die zentrale Frage nach der Finanzierung des Projektes. Die beiden Ärzte suchten das Gespräch mit den umliegenden 13 Gemeinden. Das Interesse am Projekt war vorhanden, aber die Zeit für eine engere Kooperation war noch nicht reif genug. Das Projekt drohte zu scheitern. Doch dann kam ganz unerwartet der «erlösende» Anruf eines anonymen Spenders, welcher ihnen die Finanzierung der Gruppenpraxis zusicherte. Im neu geplanten Wohnhaus der Genossenschaft «Wohnen im Alter» am Untergässli 13 in Madiswil fanden die beiden Ärzte geeignete Praxisräumlichkeiten. Die kantonalerbische Steuerbehörde zeigte Wege auf, damit die Spende voll dem Projekt der Gruppenpraxis zufließen konnte.

Es begann eine intensive Planungs- und Bauphase, in die auch die Ehefrauen eingespannt waren. Sie suchten zum Beispiel das Mobiliar in passenden Materialien und Farben aus und richteten die Kinderecke ein. In der Person von Regula Fankhauser fanden die beiden Ärzte 2011 zudem auch eine Partnerin, mit der sie die Gruppenpraxis Zelgli AG gründen konnten. Am 1. Dezember 2014 konnten sie den ersten Patienten in den neuen Praxisräumlichkeiten empfangen.

Dieter Braun arbeitete noch bis zu seiner Pensionierung im Juni 2017 in der Gruppenpraxis mit. «Es war spannend, den medizinischen Alltag noch in dieser neuen Praxisform miterleben zu dürfen», hält er fest. Er räumt ein, dass bei ihm und seiner Frau im Zusammenhang mit der langen Tradition im Doktorhaus Kleindietwil wehmütige Gedanken aufkommen, doch sind sie überzeugt, dass die Gründung der Gruppenpraxis der richtige Entscheid war. Im Doktorhaus in Kleindietwil wurde es ruhiger. Doch mit drei jungen Physiotherapeuten werden die Praxisräume weiterhin im weitesten Sinn medizinisch genutzt.

Auf ihrer «Urkunde», die sie auf der Rückseite des Täfers 1894 im neuen Doktorhaus von Kleindietwil deponiert hatten, hielten die Schreiner Fritz Leuenberger und Johannes Hermann fest: «Wenn der Fetzen gefunden wird, sind wir vielleicht nicht mehr unter den Lebenden und grüssen alle, die diese Zeilen lesen.» Dieser Gruss aus den Anfangszeiten sei hiermit zum Schluss dieser Darstellung der Nachwelt überliefert.

¹ Zusammenstellung im Anhang von Martina Graf und Marco Mijuskovic, respektive Valérie Florence Blattmann und Renzo Giulio Bassetti: Die praktizierende Ärzteschaft des Kantons Bern, Teile 1 und 2: 1844–1974. Bern 2004. ² Verzeichnis des Archivs des Historischen Bezirksvereins Oberaargau im Institut für Medizingeschichte der Universität Bern. ³ Nachruf im Correspondenz-Blatt für Schweizer Ärzte, 8.8.1914. ⁴ wie Anm. 1. ⁵ Historisches Lexikon der Schweiz, Bd. 13, S. 65. Die Sanität, Zentralblatt des Schweizerischen Militär-Sanitäts-Verbands, Mai 1989, S. 25–31. Schweizerische Zeitschrift für Militärmedizin, 1989, Nr. 3, S. 101–103. Schweizerische Rheumaliga, 1962. Institut für Medizingeschichte Bern, biografisches Archiv: Interne Mitteilung für das Personal der Abteilung für Sanität, 30.6.1962. ⁶ Die folgende Darstellung basiert auf einer Zusammenstellung von Dieter Braun.

Menschen verbinden – und mit ihnen verbunden bleiben

Ein Rückblick auf 125 Jahre Industrielle Betriebe Langenthal (1894–2019)

Philipp Abt

Verbinden. Versorgen. Vertrauen. Was heute rund klingt, begann 1894 mit einigen Ecken und Kanten, denn die Industriellen Betriebe Langenthal – oft kurz nur als «IBL» bezeichnet – mussten sich in ihrer 125-jährigen Geschichte immer wieder neuen Herausforderungen stellen. Und sahen sich mit stets wachsenden Anforderungen konfrontiert. Ein Rückblick auf 125 Jahre Veränderung und Verbundenheit mit den Menschen von hier.

Licht und Schatten

Leinen, Textilien, Teppiche: Mitte des 19. Jahrhunderts wurde mit der fortschreitenden Industrialisierung im Oberaargau ein neues Kapitel aufgeschlagen. Langenthal war als Produktionsstandort populär, da mit dem Anschluss an das Eisenbahnnetz der Schweiz nebst Kapital nun auch immer mehr Fachkräfte für die noch jungen Unternehmen zur Verfügung standen. Die sich in allen Bereichen rasant entwickelnde Industrie verlangte umgehend nach einer verlässlichen Energieversorgung. Strom, Licht und Wasser waren die zentralen Anforderungen an ein Netz, welches es weitverzweigt und in ausreichender Grösse für die Betriebe so noch gar nicht gab.

Der Langenthaler Gemeinderat war sich diesem Anspruch durchaus bewusst, sassen doch mit Arnold Spychiger, dem späteren Gründer der Porzellanfabrik, und dem Maschinenindustriellen Ulrich Ammann zu jener Zeit zwei Unternehmerpersönlichkeiten in der Licht-, Kraft- und Wasserkommission. Gemeinsam mit weiteren Gewerbetreibenden prägten sie die Entwicklung der Versorgung in und um Langenthal entscheidend mit.

Mit diesem Schriftzug und als «Licht-, Kraft- und Wasserversorgung Langenthal» startete die heutige IBL in den letzten Jahren des 19. Jahrhunderts.



Als Erstes setzte der Gemeinderat eine Studienkommission ein, die sich um die Steigerung der Wasserkraft und das Einrichten von elektrischen Beleuchtungen zu kümmern hatte. Keine einfache Aufgabe, aber eine, die sich lohnen sollte.



Paul Bader, von 1968 bis 2002 für die «IBL» im Einsatz und dabei lange Zeit verantwortlich für die Brunnstube Madiswil, zeigt auf den Jahreseintrag «1894» oberhalb des Brunnstubenzugangs.

Im Jahr 1893 legte der Gemeinderat – gestützt auf die Pläne seiner Kommissionen – der Gemeindeversammlung einen Antrag vor: «Der Bürgergemeinde Madiswil sei die Quelle im Längernmoos für Franken 18'000 abzukaufen und für die Wasserversorgung in Langenthal zu nutzen.» Die Vorteile waren unbestritten, sodass Kauf und Nachfolgekredit ohne Weiteres gutgeheissen wurden und das Baugeschäft Hector Egger Langenthal umgehend mit der Planung und Realisierung der Wasserleitungen beauftragt wurde. Mit fachlicher Unterstützung der Firma Brunschwiler und Herzog aus Bern wurde die Quelfassung erstellt und mit der Jahreszahl 1894 über der Zugangstüre versehen. Das Wasser, welches nicht nur für die Versorgung und Hygiene der Menschen, sondern ebenso dringend als Löschwasser benötigt wurde, konnte fliessen.

Mit dem Ausbau der Brunnstube in Madiswil wurde sogleich ein Wasserreservoir am Moosrain in Langenthal realisiert. So konnte ein naher und grosser Speicher die gewünschten Kapazitäten und eine hohe Qualität gewährleisten. Jakob Schneeberger wurde als «Werkmeister der Licht-, Kraft- und Wasserversorgung» angestellt, und da alle Involvierten sehr gut zusammenarbeiteten, konnte die Licht- und Wasserkommission zusammen mit der Bevölkerung und den Handwerkern bereits am 1. September 1894 die Wasserversorgung Langenthal feierlich einweihen. In der Drogerie Wiedmer am Spitalplatz soll das erstfliessende Wasser ein Schauspiel für alle gewesen sein.

Kraft im Fluss

Nicht nur bei der Wasserversorgung kam man zu dieser Zeit entscheidend voran. An der Aare in Wynau plante die Firma Siemens & Halske für die damals noch private Gesellschaft «Elektrizitätswerke Wynau» ein Fluss-

Quelleninspektionen waren jährlich fest verbriefte «Kontrollgänge», die immer als Fussmarsch von Langenthal zur Brunnstube Madiswil führten (Bild oben aus dem Jahr 1944, unten von 1972).



kraftwerk und rechnete gleich fünf Generatoren für die Stromerzeugung mit ein. Im März 1894 konnte die Firma die Konzession zur Nutzung der Wasserkraft der Aare für 300'000 Franken erwerben und im November mit den Bauarbeiten starten. Auch hier wurde Hand in Hand gearbeitet, sodass nach bloss 14 Monaten das Kraftwerk vollumfänglich einsatzbereit war. Kurz nach sechs Uhr abends brannte am 23. Januar 1896 in Langenthal erstmals elektrisches Licht.

Obschon anfänglich – neben Unternehmen und Gewerbebetrieben – nur wenige Kunden für den produzierten Strom vorhanden waren, wurden gleich fünf Jonvalturbinen mit je 750 PS eingebaut. Diese weitsichtige und mutige Planung sollte sich lohnen, war die elektrische Energie des Kraftwerks dann doch in den umliegenden Gemeinden sehr rasch gefragt. Nach intensiven Jahren mit Verhandlungen und Investitionen nahm die Versorgung mit Energie jetzt also Fahrt auf.

Bereits 1903 wurde die Aktiengesellschaft des Kraftwerks schliesslich von 27 Gemeinden für 1,5 Millionen Franken übernommen. Die Anlage wurde nach und nach ausgebaut und laufend erneuert. So entstand in den ersten Jahren des 20. Jahrhunderts ein weit verzweigtes Leitungsnetz, welches den Strom bis zum einzelnen Verbraucher führte.

Es riecht nach Gas

Nebst elektrischem Strom gewann Gas als Energieform nach und nach immer mehr an Bedeutung. Es wurde zu dieser Zeit als sogenanntes «Stadtgas» mittels Kohlenvergasung hergestellt und unter städtischer Regie zum Betreiben der öffentlichen Beleuchtung eingesetzt. Angeboten wurde das seinerzeit auch als «Leucht- oder Brenngas» bezeichnete Gasgemisch ebenfalls privaten Haushaltungen für deren Gasherde. Auch war es bei Fabrikbetreibern damals äusserst willkommen, konnten diese doch dank der nun besser möglichen Ausleuchtung die Produktionszeit ihrer Anlagen bis in die Dämmerung hinein verlängern.



Mit dem Bau des Flusskraftwerks in Wynau wurde im Oberaargau innert weniger Jahre Strom für die Bevölkerung verfügbar. Rechts unten im Bild des Bauplatzes ist einer der fünf Generatoren zu sehen, die später installiert wurden (oberes Bild).

Das erste Gaswerk auf Schweizer Boden entstand 1843 in Bern. Bis das hiesige – von der Gemeinde Langenthal erstellte – Gaswerk im Hardfeld seine ersten Kunden mit Stadtgas versorgen konnte, sollte es aber noch bis zum 1. Dezember 1909 dauern. Dann aber konnte Gasmeister Hans Lohner aus Delsberg die Produktion und Gasabgabe, zusammen mit seinen drei Heizern und einigen Hilfsarbeitern, starten. Lohner war in seiner Funktion verantwortlich für den einwandfreien Betrieb des Werks und musste bei Problemen Tag und Nacht zur Verfügung stehen. Auch, wenn zum Beispiel ein Blitz einschlug, was während der Betriebszeit des Gaswerks im Hardfeld dreimal geschah. Wenigstens hatte er nicht einen langen Arbeitsweg, wurde doch unmittelbar hinter dem Gaswerk ein Wohnhaus ausschliesslich für den Gasmeister erbaut.

Die erste Steinkohlelieferung kam von der ortsansässigen Firma Geiser & Cie., während die nachfolgenden immer beim Verband Schweizerischer Gaswerke bestellt wurden. Von der Bevölkerung sehr geschätzt und rege benutzt wurde alsbald das Duschen im Gaswerk. Nach dem Abkühlen der Kohle stellte das Gaswerk das nun aufgeheizte Wasser für 50 Rappen pro Duscheinheit den Menschen zur Verfügung. Man ging also zu jener Zeit ins Gaswerk ausgiebig duschen und konnte diesen Gang später sogar mit einem anderen dienlichen Nutzen verbinden. Ab dem Jahr 1942 konnten nämlich, dank der Installierung von Hurden, mit der Restwärme Obst und Gemüse im Gaswerk getrocknet werden. Die gedörrten Jahresmengen durften sich ohne Weiteres sehen lassen: 45'412 Kilogramm Äpfel, 25'625 Kilogramm Birnen und 19'966 Kilogramm Bohnen – alle in qualitativ hervorragender Güte, wie es einem Bericht aus jener Zeit zu entnehmen ist.

Als Sicherheitsmassnahme mischte man dem Gas zu jener Zeit stark nach Knoblauch riechendes Diphosphan bei, um ein Leck und damit austretende Gasmengen am Geruch zu erkennen. Dieses Beimischen von Geruchsstoffen, die bei der einatmenden Person warnende Signale hervorrufen sollten, wird übrigens bis heute praktiziert. In der Neuzeit sind es allerdings nicht mehr die gleichen Stoffe, die beigemischt – im Fachjargon «odoriert» – werden. Die feine Nase und den Übernamen «Schmöcker» haben aber die Ableser der Gaszähler bis heute beibehalten.



Das Gaswerk Langenthal im Hardfeld (heutiger Standort der Firma Motorex) versorgte ab Dezember 1909 erste Kunden mit Stadtgas.

Herausforderungen und Veränderungen

Aufgrund der erfolgreichen Lancierung der Gasproduktion kam der Langenthaler Gemeinderat 1909 nicht darum herum, die zuständige Kommission neu in «Licht-, Kraft-, Wasser- und Gasversorgungskommission» umzubenennen. Die voranschreitende Entwicklung der Energieversorgung bewegte die ab 1912 offiziell genannten «Licht- und Wasserwerke Langenthal» schliesslich dazu, das aus dem Jahr 1748 stammende, einstige Lager-, Waag- und Zollhaus mitten im Zentrum Langenthals als eigenes Verwaltungsgebäude zu nutzen. Zuvor diente es als Amtshaus und Sitz der Kantonalbank, heute beheimatet es das Museum Langenthal.

Die der Gemeinde gehörenden Licht- und Wasserwerke genossen als Energieverantwortliche in Langenthal einen hohen Stellenwert. Allerdings sahen sie sich immer wieder mit neuen Herausforderungen konfrontiert: Neue Leitungsdimensionen durch die steigende Nachfrage und das Anwachsen der Bevölkerungszahl, veränderte Materialien bei den Installationen und Leitungen und stetig wachsende Qualitätsansprüche der Kunden.

Zu den «lokalen» Anforderungen kamen zu Beginn des Monats August 1914 nationale Anliegen hinzu. Der schweizerische Bundesrat ordnete



Zuerst Lager-, Waag- und Zollhaus, heute als Museum genutzt: Das alte Amtshaus war ab 1912 Verwaltungssitz der Licht- und Wasserwerke Langenthal.

Ein Reglement für die Abgabe von Gas gab es bereits seit Juli 1909, ein solches für Wasser kam schliesslich im Dezember 1930 dazu.



aufgrund des Ersten Weltkriegs die allgemeine Mobilmachung für die Armeetruppen an und bewirkte so verschiedenste Engpässe bei Betrieben und Zulieferern. Unter anderem stellte der Krieg die Betreiber des Gaswerks bei der Beschaffung von Kohle vor grosse Probleme. Der Preis für eine Tonne stieg innert kurzer Zeit von 29 Franken 85 Rappen auf horrenden 212 Franken, sodass die Vorräte mit Holz und Torf gestreckt werden mussten. Auch Probevergasungen mit Wollabfällen und verschiedenen Holzsorten wurden, allerdings mit eher geringem Erfolg, durchgeführt.

Nach Ende des Kriegs 1918 wurden Reglemente und einheitliche Tarife für den Bezug von Strom und Wasser festgelegt. Ein «Regulativ» über die Abgabe von Gas bestand bereits vor Inbetriebnahme des Gaswerks 1909. Nun kamen nach und nach Reglemente über die Abgabe von elektrischer Energie und Wasser hinzu.

Verantwortungsbewusst und durchaus in Aufbruchstimmung publizierten die Licht- und Wasserwerke unter Federführung des Präsidenten der Kommission 1918 den ersten offiziellen Jahresbericht. Nebst positiven Zeichen beim Gasabsatz nach den doch schweren Kriegsjahren zeichneten sich je länger je mehr ungenügende Verhältnisse bei der Wasserversorgung ab. Wasser war überall und in grossen Mengen gefragt, vor allem auch in den Fabriken, die wieder aufblühten. Leider musste im Jahresbericht aber auch über einen Todesfall informiert werden. Jules Wyss, der damalige Verwalter der Licht- und Wasserwerke, ertrank in den Fluten des Hochwassers in Langenthal und hinterliess nicht nur im Werk eine grosse Lücke.

Ab dem Jahr 1919 entschloss man sich, sämtliche Leitungen zu erfassen und massstäblich in handgezeichnete Situationsskizzen zu übertragen. Die Zeichnungen vermasste man akribisch und führte diese verlässlich nach. So entstanden vielfarbige, äusserst wichtige Bücher mit Plandaten, die bis zur Digitalisierung Zeugnis und elementare Grundlage der Leitungsführungen Langenthals waren.

Von Hand nachgeführte, originale Situationsskizze der Wasserleitungen rund um den Spitalplatz im Massstab 1:500.



Wasser, kostbares Gut

Die Transportleitung vom Madiswiler Quellwasser bis hinunter nach Langenthal funktionierte zwar mittels natürlichem Gefälle, war aber mit einem Durchmesser von bloss 300 Millimetern auf 3000 Liter pro Minute begrenzt. Da konnte das Reservoir auf dem Moosrain mit 1000 Kubikmetern Wasserinhalt noch so voll sein, der Engpass für die Wasserversorgung des auf mittlerweile 6200 Einwohnerinnen und Einwohner angewachsenen «Dorfs» Langenthal blieb bestehen.

Just zu dieser Zeit wurde der 40 Personen umfassende «Grosse Gemeinderat» Langenthals gewählt und tagte in dieser Zusammensetzung am 17. März 1919 erstmals im Übungssaal des neuen Theaters. Kaum verwunderlich, stand die Wasserversorgung mitunter zuoberst auf der politischen Agenda. Als ein Jahr später mit einer Interpellation erste Bohrungen im Gebiet Dennli gefordert wurden, ging es mit dem Ausbau der Wasserversorgung entscheidend vorwärts.

Bald darauf wurden die nächsten wichtigen Entscheide in der «Energiepolitik» getroffen. So teilte man die etwas schwerfällig bezeichnete «Licht-, Kraft-, Wasser- und Gasversorgungskommission» 1923 in eine Elektrizitätskommission und in eine Gas- und Wasserkommission auf. Auch wurde das Grundwasserpumpwerk im Dennli im Jahr darauf mit einer Förderleistung von 3000 Litern pro Minute fertiggestellt. 1930 kamen mit dem Pumpwerk im Moosgraben und 1931 mit dem Reservoir

Mit Dreibein und Kettenzug: Das Verlegen von Wasserleitungen war aufwendige Handarbeit.



Fachdiskussion am 31. Oktober 1930 neben der Druckleitung des Pumpwerks Moosgraben (links).

Das Reservoir Schoren entsteht:
Die äussere Schalung des östlichen Behälters auf einer Aufnahme vom 22. Oktober 1930 (rechts).



im Schorenwald weitere wichtige Bauwerke für eine langfristige verlässliche Wasserversorgung hinzu.

Nicht nur für die Wasserversorgung, sondern auch für die Stromerzeugung spielte Wasser eine zentrale Rolle. Immer mehr Haushalte wurden an das Stromnetz angeschlossen und um dem laufend steigenden Strombedarf gerecht zu werden, wurde 1925 das zweite Wasserkraftwerk in Schwarzhäusern in Betrieb genommen. Mit vier zusätzlichen Propellerturbinen, wesentlich für die Stromproduktion der Region mitverantwortlich, beteiligten sich nun inzwischen 45 Gemeinden aus dem Kanton Bern an der Gesellschaft des Elektrizitätswerks Wynau.

Der markante Eingang zum Reservoir Schoren nach der Inbetriebnahme im November 1931.



Unter Strom an neuem Standort

Gemeinsam mit ebendiesen Wynauwerken wurde der Stromabsatz aktiv angekurbelt und beworben. Im Hotel Löwen organisierte man beispielsweise 1931 ein elektrisches Schaukochen, kombiniert mit einer Ausstellung elektrischer Wärmeapparate – und verkaufte diese dann zu Vorzugspreisen. Mit den vielen neuen Koch- und sonstigen Elektroapparaten stiegen auch die Komfortansprüche. Der Nachtstromverbrauch schnellte in die Höhe und 1933 waren bereits 666 Nacht- und Permanent-Boiler angeschlossen. Dies im Gegensatz zu den 15 Jahren davor, als nachts noch kaum Strom abgegeben wurde. Auch die elektrische Küche «blühte» weiter auf, waren doch mittlerweile 141 Haushaltungen mit elektrischem Strom für den Kochherd ausgerüstet.

Die rasante Entwicklung hatte auch politische Folgen. Per 1. Januar 1935 wurden die bisherigen Elektrizitäts- sowie Gas- und Wasserkommissionen zu einer einzigen «Kommission der Gemeindebetriebe» zusammengelegt. Auch wurde entschieden, dass die Licht- und Wasserwerke ein neues Verwaltungsgebäude erhalten sollten. Nachdem dieses Projekt am 2. Juni mit einem klaren Ja an der Urne angenommen wurde, konnte mit den Bauarbeiten bereits am 21. Oktober 1935 begonnen werden.

Die Licht- und Wasserwerke – zu dieser Zeit oft nur «Gemeindebetriebe» genannt – beschäftigten damals total 23 Angestellte im Betrieb, davon ein Verwalter, acht technische und kaufmännische Angestellte, sieben Arbeiter, ein Lernender in der Werkstatt und sechs Arbeiter im Gaswerk. Das neue Verwaltungsgebäude mit den zugehörigen Werkstätten konnte im Mai 1937 an der Talstrasse 29 bezogen werden. Es sollte bis heute mit einigen Erweiterungen und Umbauphasen Sitz der «Gemeindebetriebe» bleiben. Bei der Eröffnung aussen gut sichtbar mit «Licht- und Wasserwerke» gekennzeichnet, wurde das Gebäude nun zentraler Dreh- und Angelpunkt für Leitungsplanungen und sämtliche Energiefragen. Dies in den Folgejahren als derart wichtige Schaltstelle, dass 1939 entschieden wurde, die Licht- und Wasserwerke offiziell in die – die Aufgaben eher beschreibenden – Industriellen Betriebe Langenthal umzubenennen.

Von den Licht- und Wasserwerken zu den Industriellen Betrieben Langenthal: Ein offizielles Logo wurde allerdings erst in den 1970er Jahren eingeführt.



Das Verwaltungsgebäude an der Talstrasse wurde 1937 erstellt und ist bis heute Sitz der Industriellen Betriebe Langenthal.

Vom Meer, umhülltem Kirsch- und sonstigem Wasser

Als 1939 der Zweite Weltkrieg ausbrach, verfügte das Gaswerk im Hardfeld dank vorausschauender Einkäufe und guter Bewirtschaftung zu Beginn über einen optimalen Kohlevorrat. Dies war äusserst wichtig, waren doch nebst vielen Privathaushalten auch Unternehmen wie die Porzellanfabrik, die zwei Jahre zuvor den Grosstunnelofen in Betrieb genommen hatte, von einer ununterbrochenen Versorgung abhängig.

Seit Beginn des 20. Jahrhunderts kanalisiert Hochtrotoirs im Zentrum Langenthals das oftmals über die Ufer tretende Wasser der Langete. Viele Bauten wurden zuvor – wie zum Beispiel das «Choufhüsi» – bewusst kühn über den Fluss gebaut, um so den an das Kloster St. Urban zu

zahlenden Bodenzins zu sparen. Die Überschwemmungen, die für die Kinder Spass und für die Erwachsenen Spektakel bedeuteten, brachten Langenthal den Übernamen «Klein-Venedig des Oberaargaus» ein. Wasser war so allgegenwärtig und als fester Bestandteil im Bewusstsein der Menschen hier verankert.



Die zwei Frachtschiffe «Maloja» (unten) und «Calanda» mit Schweizer Kreuz – und finanzieller Unterstützung aus Langenthal.

So war die Verbindung zum Meer auch nicht allzu fern in den Köpfen der Politiker. Ende der Weltkriegsjahre nahm die Unterversorgung mit Kohle derart kritische Ausmasse an, dass sich die Gemeinde Langenthal 1943 finanziell an den zwei Frachtschiffen «Calanda» und «Maloja» beteiligte. Dies, um den Nachschub von Kohle durch die zwei unter Schweizer Flagge fahrenden Schiffe über die Kriegsjahre zu sichern. Mit dieser Beteiligung konnten die Transportschiffe weiterhin wichtige Handelsrouten im Mittelmeer befahren und so mit dem Weiterverladen der Ware via Bahn Langenthal mit Kohle versorgen.

Mit dem Ende des Zweiten Weltkriegs entspannte sich die Versorgungs- und Lebenssituation allmählich, und die Menschen fanden zurück zum Alltag. Durch die Verknappung bei den festen Brennstoffen erhielt die elektrische Energie nach wie vor starken Aufwind und wurde mehr und mehr in Privathaushalten und auch bei Gewerbebetrieben installiert. So auch in der Schokoladenfabrik «Gubor», die von Gottfried Übersax, dem in Oberörsch aufgewachsenen Konditormeister, 1947 in Langenthal gebaut wurde. Übersax gelang es kurz nach Inbetriebnahme der Fabrik, flüssiges Kirschwasser ohne Zuckerkruste mit reiner Schokolade zu umhüllen. Seine Erfindung liess er umgehend patentieren und war damit der weltweit Erste, der ein solches Produkt anbieten konnte. Mit diesem Erfolg wuchs unweigerlich der Absatz seiner Schokolade, und schon bald konnten er und sein Vetter in Untermünstertal im Schwarzwald eine zweite Fabrikationsstätte eröffnen. Mit über 600 Beschäftigten an beiden Standorten benötigte «Gubor» grosse Mengen an Strom. So mussten die industriellen Betriebe Langenthal im Untergeschoss speziell und ausschliesslich für sie eine neue Transformatorenstation realisieren.

Die Fertigstellung des Grundwasserpumpwerks «Hard» im Dezember 1951 brachte auch die Wasserversorgung auf einen höheren Leistungs-



Ende April 1950 wurde die Hauptleitung verlegt, sodass am 4. Dezember 1951 das neue Pumpwerk Hard in Betrieb gehen konnte.

stand. Zwei Pumpen mit je 5500 Litern pro Minute wurden eingebaut und schliesslich 1968 mit einer dritten Pumpe ergänzt. Damit war der Wasserbezug für die prosperierenden Unternehmen und die weiter wachsende Zahl an Privatan schlüssen langfristig gesichert.

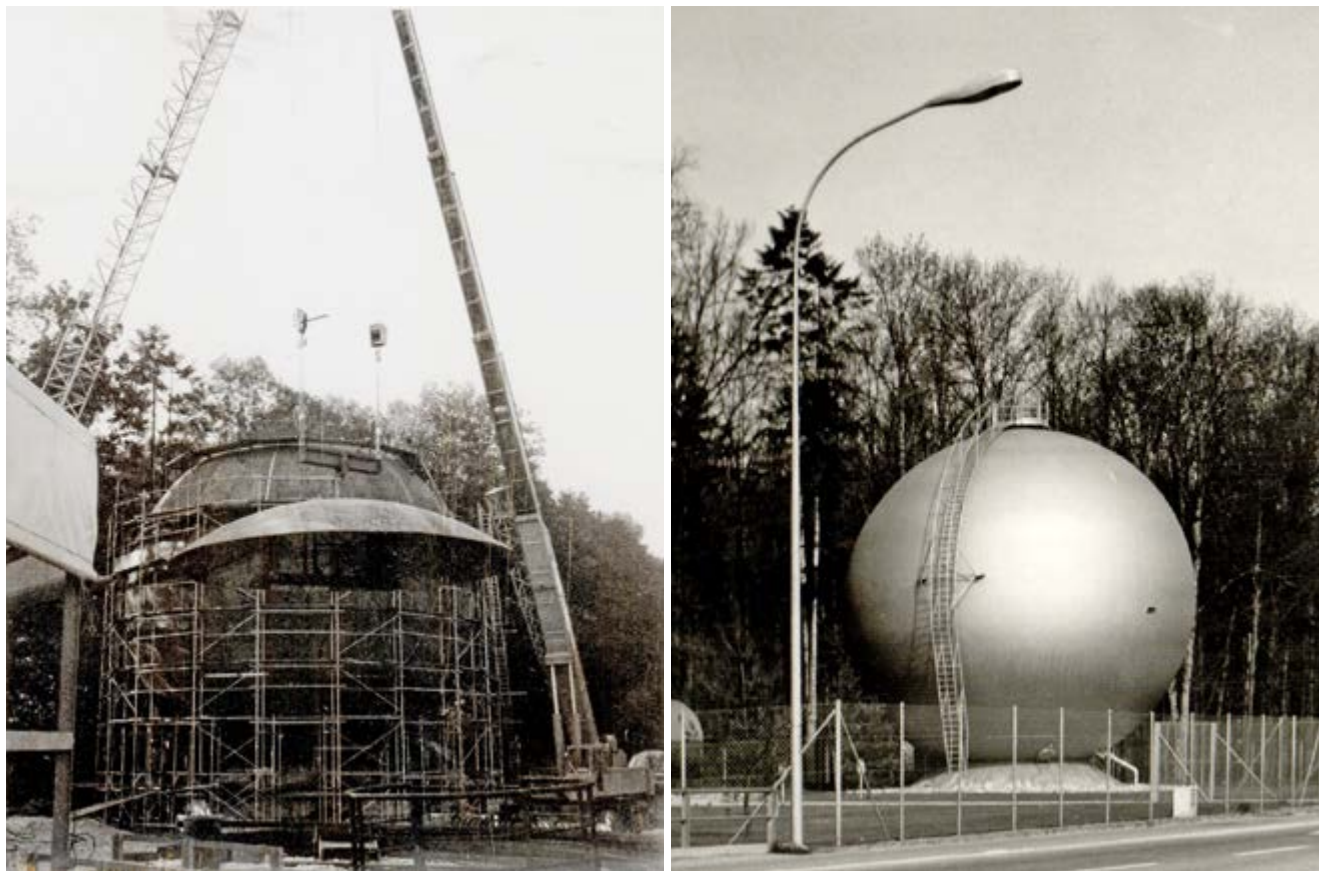
Ein Blickfang und viel Neues

Mit einer Jahresabgabe von 700'000 Kilowattstunden Stadtgas startete das Gaswerk 1910 seinen Betrieb. 54 Jahre später war zwar die Abgabe mit rund 3 Millionen Kilowattstunden immer noch beträchtlich, trotzdem nahm die Wirtschaftlichkeit des Gaswerks in den letzten rund zehn Jahren stetig ab. So schien vorgezeichnet, dass eine ökonomische Weiterführung des eigenständigen Gasangebots in dieser Art und Weise keine Zukunft hatte.

Am 12. Juni 1964 wurde nach diversen Evaluationen in Bern die Gasverbund Mittelland AG gegründet, um Gas für die angeschlossenen Kunden per Fernleitung von einem Grossgaswerk zu beziehen. Die Lieferungen von sogenanntem «Ferngas» begannen am 1. Januar 1968 und ermöglichten eine Jahresabgabe von 5 Millionen Kilowattstunden. Die stadteigene Gasproduktion im Hard wurde 1967 endgültig eingestellt und das Areal an zwei ortsansässige Unternehmen verkauft.

Mit seiner runden Form einprägsam und an prominenter Lage im Hard gelegen, wurde am 2. Oktober 1972 unmittelbar an der Strasse nach Aarwangen die «Gaskugel» eingeweiht. Die Inbetriebnahme des Hochdruckkugelbehälters war ausschlaggebend für die nun folgende Umstellung von Fern- auf Erdgas. Die Kugel mit ihrem geometrischen Inhalt von 2000 Kubikmetern schaffte als Speicher die Grundlage für das von Basel bis ins Mittelland gelieferte Gasmisch.

An der Gemeindeabstimmung vom 26. Oktober 1975 wurde die Vorlage für einen Ausbau des Werkstatt- und Betriebsgebäudes an der Talstrasse verworfen. Ein Jahr darauf konnte aber dann doch wenigstens das Betriebsgebäude erweitert werden. Die dringend notwendigen Anpassun-



Mit dem Bau des Hochdruckkugelbehälters im Hard, der «Gaskugel», wurde 1972 von Fern- auf Erdgas umgestellt.



Im Dezemberschnee 1976: Der Spatenstich für die Antennenanlage durch Edwin Bucheli (ehemaliger Gemeinderat und Coop-Direktor, rechts) und Hans Ischi (ehemaliger Gemeindepräsident, links).



gen, auch bei den sanitären Einrichtungen, wurden vorgenommen und damit den insgesamt 41 Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern – vier davon waren Lernende – eine bessere Infrastruktur geboten.

Dem Wunsch der Bevölkerung nach einem breiteren Angebot bei Radio und Fernsehen wurde schliesslich mit dem Bau der Grossgemeinschaftsantennenanlage Rechnung getragen. Der Spatenstich erfolgte am 16. Dezember 1976 und bedeutete den Startschuss zur speditiven Umsetzung des Projekts. Die TV- und UKW-Signale konnten direkt von den PTT (der heutigen Swisscom) bezogen werden, vorerst ab der Richtstrahlanlage Weissenstein. Später, als die PTT eine eigene Anlage auf der Frohburg bei Olten erstellt hatten, wurde die Empfangsstation auf diese Sendeanlage ausgerichtet. Das Kabelfernsehen löste die terrestrischen Antennen nach und nach ab, und ein grösseres Senderangebot mit besserer Qualität wurde in Langenthal und Umgebung Tatsache. Der erste «IBL-Abonnent» konnte schliesslich am 29. Juni 1977 aufgeschaltet werden, am 6. März 1978 bereits der tausendste.

Ein Gemeinschaftswerk mit Grund(wasser)

Nach wie vor richteten Hochwasser in den Gassen Langenthals hohe Schäden an und eine Entlastung über einen Stollen sowie eine Sanierung schienen unausweichlich. Umso mehr, als das Hochwasser vom 29. auf den 30. August 1975 gegen 100 Millionen Franken an Schäden hinterliess. Etwas mehr als ein Jahr später, im Oktober 1976, legte schliesslich der Planungsverband Region Oberaargau ein generelles Projekt mit der Bezeichnung «Hochwasserschutz und Trinkwasserversorgung im unteren Langetental» vor. Dieses Konzept sah eine Zusammenarbeit der Gemeinden vor, um die Langete zu sanieren und die Grundwasserbewirtschaftung der Region zu organisieren. Das eine hing mit dem anderen direkt zusammen, hätte doch eine Korrektur der Langete entscheidende Auswirkungen auf die Speisung der Grundwasserreservoirs.

Nach einigem Hin und Her und diversen Vertragsentwürfen einigten sich schliesslich die sechs Gemeinden Aarwangen, Gutenberg, Langenthal, Roggwil, Schwarzhäusern und Wynau darauf, den Gemeindeverband

Arbeiten beim Spitalplatz
(heute im Volksmund Affenplatz
genannt) im Sommer 1983.

«Wasserversorgung untere Langete (WUL)» ins Leben zu rufen. Am 19. Oktober 1983 um genau 14.00 Uhr begann die Gründungsversammlung im Hotel Bären in Langenthal, und die Verantwortlichen setzten ihre Unterschriften unter die entsprechenden Verträge. Dem damaligen Direktor der Industriellen Betriebe, Heinz Buri, wurde die Verantwortung für die Geschäftsführung übertragen. 2008 trat als bisher letzte Gemeinde übrigens Bleienbach dem «Gemeinschaftswerk» bei und wurde somit nach Thunstetten, Lotzwil, Graben, Bannwil und den sechs Gründungsgemeinden elftes Mitglied.



Innovative Projekte und umsichtiges Zukunftsdenken

Die immer wieder aufs Neue herausgeforderten Industriellen Betriebe Langenthal waren nicht zu beneiden: Neue Ansprüche wurden an sie herangetragen, sich stetig verändernde Technik wollte eingesetzt, unterhalten und weiterentwickelt werden. Auch verschiedene Kapazitätsmarken wurden erreicht und bald schon deutlich überschritten, so die Grenze von 100 Millionen Kilowattstunden beim Gasabsatz. Umso beeindruckender, wie die IBL stets vorwärtsstrebten und sich teilweise fast schon neu zu «erfinden» wussten.



Elektromobil bereits 1989:
Die IBL setzten schon früh auf
elektrische Energie.

Mit dem Fiat Larell stand bereits 1989 eines der ersten Elektrofahrzeuge der Region bei den IBL für Kundenbesuche im Einsatz. Geladen wurde es beim Autounterstand im Hof mittels Steckdose. Zwar war die Reichweite des Typs «Panda» durchaus eingeschränkt, aber man war zumindest elektrisch unterwegs und nahm somit eine innovative Vorreiterrolle ein.

Auch im Bereich der Sonnenenergie zeigte man sich nicht nur kooperationsbereit, sondern war an vorderster Front aktiv. Im Dennli in Langenthal konnte 1991 die erste Solaranlage in das Netz der IBL eingebunden werden. Ein echter Meilenstein, wenn man bedenkt, wie viel Zeit noch vergehen sollte, bis sich Solaranlagen schliesslich als valable Alternativen auf dem Markt etablieren konnten.

Nachdem sich die Angst vor den Auswirkungen der Zeitumstellung ins neue Jahrtausend als unbegründet erwiesen hatte, schalteten die IBL im Jahr 2000 erste Internetleitungen in Langenthal und Melchnau auf. Bereits ein Jahr später war das Abonnement «Quickline Liberty» mit uneingeschränktem Datenvolumen erhältlich. In den Folgejahren kam die Aufschaltung des Internets in den übrigen Gemeinden im Oberaargau dazu und läutete das digitale Zeitalter definitiv ein.



Der Fortschritt der neuen Technologien ging derart zügig voran, dass am 3. Dezember 2004 im Gasthof Bürgisweierbad in Madiswil 22 Aktionäre aus dem Oberaargau die Renet AG gründeten. Dies mit dem Ziel, lokale Kabelnetze zentral anbieten und betreuen zu können.



Nur eine der vielen Herausforderungen während 125 Jahren Verbundenheit mit der Region: Einbauarbeiten beim Stadttheater Langenthal im Mai 1988.

Verbundenheit als Antrieb

Bereits in den frühen 1990er Jahren und erstmals konkret 1997 entstanden Ideen, die IBL als selbstständiges Unternehmen zu positionieren und in eine Aktiengesellschaft im Eigentum der Stadt Langenthal zu überführen. Diverse Konzepte und Modelle – weniger ausgereifte und sehr weit gediehene wie das Projekt «Enercom AG» – scheiterten aber spätestens an den Voten des Gemeinderats. Die Zeit war jedoch reif, sich loszulösen, da die Markttöffnung bevorstand und es galt, den IBL den Rücken zu stärken. 2003 scheiterte die eidgenössische Einführung eines Gesetzes für den Elektrizitätsmarkt, ein Jahr zuvor die Gemeindeabstimmung für die IBL als AG knapp. Trotz grossem Aufwand und Kampf um jede Stimme musste man wieder bei null beginnen.

Als schliesslich im Dezember 2004 die ISO-Zertifizierung und die Einführung eines Managementsystems mit Erfolg gelangen, spürte man umgehend eine Aufbruchstimmung in den Räumen an der Talstrasse. Aufgrund der herrschenden Marktsituation war es nun ein Leichtes, die Kommission von der Notwendigkeit einer selbstständigen Unternehmung zu überzeugen. Per 1. Januar 2007 wurde die IBL schliesslich in eine Gemeindeunternehmung der Stadt Langenthal ausgegliedert, als selbstständige, öffentlich-rechtliche Anstalt. Ein neues Logo schuf Klarheit und Identität und half mit, die eigenständige Unternehmung im Markt weiter zu stärken.



Der finale Schritt bei der Rechtsform sollte dann 2015 gelingen. Am 1. Januar wurde das Unternehmen in eine Aktiengesellschaft überführt und tritt nun in dieser Rechtsform als «IB Langenthal AG» auf. Die Beharrlichkeit hat sich gelohnt: Neue Türen stehen offen und ergänzende Märkte können aktiv angegangen werden.

Heute und in Zukunft

Ebenso flexibel wie die IBL schon seit jeher waren und durch die Veränderungen zwangsläufig auch sein mussten, zeigten sie sich offen für Joint

Ventures. Mit Weitsicht und einer klaren Strategie wurden so 2012 die «Solarkraft Oberaargau AG» – kurz SKOAG – und 2016 die «TB Netz AG» gegründet. Zudem beteiligte sich im Jahr 2018 die IB Langenthal AG bei den smarten Energiearchitekten aus Wyssachen, der «clevergie ag».

Zurückblicken heisst immer auch bilanzieren. In den vergangenen 125 Jahren mussten die IBL passende Antworten auf ein verändertes Umfeld und neue Technologien finden. Und sich nicht nur anpassen, sondern hie und da auch gleich neu erfinden. Dass sie das mit vereinten Kräften sehr gut hinbekommen hat, beweisen die Rückmeldungen der Menschen aus der Region. Sie fühlen sich mehr denn je gut verbunden, bestens versorgt und vertrauen «ihren» IBL auch in Zukunft.



Seit 125 Jahren mit den Menschen im Oberaargau verbunden: Die IBL beschäftigen heute 95 Mitarbeitende.

Neuerscheinungen



Aarwangen

Porträt eines Dorfes. So darf man das Buch bezeichnen, welches im Zusammenhang mit der Ausstellung «Regionalfenster Aarwangen» im Museum Langenthal erschienen ist.

In erster Linie ist es ein Bildband mit Fotos aus der Vergangenheit und der Gegenwart des Dorfes. Doch auch Texte fehlen nicht: Sieben Autoren erzählen von früher und heute, schildern Historisches, Geografisches, Wirtschaftliches, Kulturelles und Alltägliches aus und über Aarwangen. Berührende Prosa des Schriftstellers Urs Mannhart etwa, Geschichten übers Schloss von Marcel Cavin, erhellende Kurztexte zu den historischen Gebäuden von Simon Kuert oder Erinnerungen an seine Jugendzeit von Daniel Gaberell. Er wuchs im Dorf auf, leitet heute den eigenen Buchverlag und ist Herausgeber des Buchs «Aarwangen». Zu den besonderen Bildserien darin gehören die erfrischenden Fotoporträts von 27 Personen und Gruppen, die in Aarwangen leben und arbeiten, aber auch die vielen Bilddokumente aus früheren Zeiten. Originell sind die Auszüge aus Fotoalben Jugendlicher, welche die Zeit der Jugendbaracke JATI in den wildern Achtzigern aufleben lassen. Weitere Kapitel beleuchten Aarwanger Traditionsfirmen, erklären Ortsbezeichnungen und Flurnamen und zeigen das Leben des Kunstmalers Max Gerber.

Das Buch ist ein gelungenes Kaleidoskop von Einblicken in ein lebendiges Dorf, in dem Bekanntes und Unbekanntes neu zu entdecken sind.

Herbert Rentsch

Von Daniel Gaberell, Simon Kuert, Hanspeter Vogt, Heidi Eisenhut, Marcel Cavin, Urs Mannhart und Simon Egger. Erschienen im Kulturbuchverlag Herausgeber, 160 Seiten im Format 19 x 26 cm, Klappenbroschur, ISBN 978-3-905939-58-3, Fr. 28.–.



Ästhetisches Bauen

Der grossformatige Bildband mit Fotos von Willy Jost ist eine Hommage an das Bauen und an hochstehende Architektur. Jost ist nicht nur Fotograf und Künstler, er war früher Polier und Baustellenleiter; er weiss aus langer eigener Erfahrung, wie Bauten entstehen. Das merkt man seinen Bildern an: Jost hat für seine Aufnahmen die besonderen Blickwinkel gefunden und seine Bildobjekte in optimalem Licht fotografiert. Entstanden sind ästhetische Aufnahmen, die ihresgleichen suchen. Jost interessiert sich für alles, was mit Bauen zusammenhängt. Einerseits zeigt er eindrucksvolle Baustellen, andererseits vorwiegend moderne Gebäude oder Teile davon: Baugruben, Tunnelröhren, entstehende Hochbauten und Strassenbrücken, aber vor allem neu erstellte Gebäude und Innenräume von Einfamilienhäusern, Gewerbebauten und Einstellhallen bis hin zu Hochhäusern, Stadtüberbauungen und Siedlungsräumen. Viele Bilder sind formatfüllend über zwei Seiten zu sehen. Eingestreut werden immer wieder Detailaufnahmen und Strukturbilder sowie stimmungsvolle Ansichten von Gärten oder Parkanlagen.

Die Ästhetik der Buchpräsentation geht so weit, dass es weder Bildunterschriften noch Seitenzahlen gibt. Betrachter, die wissen möchten, um welche Bauten oder Baustellen es sich handelt, müssen deshalb die Bildnachweise zuhinterst im Buch konsultieren, wo aber genaue Angaben meist fehlen. Zwischenseiten mit Beschreibungen der Fotos hätten den Wert des Bandes erhöht.

Herbert Rentsch

Mehr als 200 Fotografien von Willy Jost, erschienen im Kulturbuchverlag Herausgeber, Hardcover, 26 x 29 cm, 208 Seiten, inkl. sechs Fachtexten, ISBN 978-3-905939-59-0, Fr. 48.–.

Der Oberaargau
Der Film von Fritz Junker digitalisiert



Seit 2018 ist Fritz Junkers's grandioser Tonfilm digital aufbereitet auf DVD erhältlich. Die Originalfilme aus den 1950er und 1960er Jahren waren dank dem Langenthaler Stadtchronisten Simon Kuert, ganz analog und auf einem historischen Projektor, schon an einigen Anlässen zu bewundern.

Dass dieses einmalige Zeitdokument nun jedermann zugänglich ist, ist der *Identität Oberaargau* und Daniel Gaberell zu verdanken: Gaberell organisierte die Digitalisierung, die Herstellung und den Vertrieb der DVD, die *Identität Oberaargau* übernahm die Kosten für die Digitalisierung.

Das 151 Minuten lange Filmdokument rund 70 Jahre nach Beginn der ersten Aufnahmen zu betrachten, war für mich in vielerlei Hinsicht aufschlussreich. In erster Linie war es eine Zeitreise. Eine Vergangenheit in Technicolor! Eine Reise zurück in die Zeit der Anständigkeit, der Disziplin, der Ordnung, der klaren Geschlechterrollen. So stellte sich bei mir schnell eine gewisse Beklemmung ein. Es war eben nicht alles besser in der alten Zeit. Bei vielen Szenen erhielt ich aber genau diesen Eindruck. So zu Beginn des Films, als der Filmer Fritz Junker den Oberaargau in einem in Bleienbach gestarteten Flugzeug überfliegt. Es zeigt sich eine Landschaft, die, in alten Liedern besungen, fern der heutigen Agrarwüsten, Blechlawinen und der Zeit verschlingenden Dauerkommunikation durch unsere smarten Geräte, noch intakt scheint. Vieles war anders, gar exotisch aus heutiger Sicht. So wären die rein digital aufgewachsenen Generationen mit dem im Film zu sehenden Wählscheibenwandtelefon wohl hoffnungslos überfordert!

Ich war in der letzten Klasse, die der Lotzwiler Lehrer Fritz Junker noch unterrichtet hat. Seine markante Stimme und seine stattliche Erscheinung sind mir noch in lebhafter Erinnerung. Auch im Film ist Fritz Junkers Stimme eindrucksvoll. Seine Kommentare voll von Ausdrücken und Wörtern, die wohl, wie die Hochstammbäume aus der Landschaft, allmählich aus dem Wortschatz der Menschen verschwunden sind. Vieles war eben doch besser früher. Für mich gibt es wichtigere Lehrerbiografien als die von Fritz Junker. Er war des Lehrens müde und kränkelte bereits. Da war noch nichts mit selbstgesteuertem Lernen, und keiner sprach von der

Lehrer-Schüler-Beziehung. Wieso Fritz Junker nicht Dokumentarfilmer geworden ist, kann ich ihn nicht mehr fragen. Er ist 1994 neunundsiebzigjährig verstorben. Das Talent dazu hätte er zweifelsohne gehabt! Er fertigte verschieden Dokumentarfilme im In- und Ausland an, die zum Teil auch im Schweizer Fernsehen gezeigt wurden. Der Film über den Oberaargau ist ein Muss für alle, die wie ich das Gefühl haben, dass Zukunft Vergangenheit braucht. In diesem Sinn ist der Film eine Reflexion über Veränderungen seit den 1950er Jahren im Oberaargau. Eine Reflexion, die mir durchaus sinnvoll erscheint, wenn man sich mit dem Thema Identität und Oberaargau beschäftigen will.

Andreas Greub

DVD mit einer Laufzeit von 151 Minuten, Umschlagfoto von Hans Zaugg, ein Projekt von Identität Oberaargau, ISBN 978-3-905939-51-4, Fr. 25.–.



Fritz Junker bei der Arbeit.
Foto: zvg



Die Unruhe der Strickerinnen

Einen Niederschlag in Bild und Text haben die Strickerinnen von Eriswil bereits in der Zeit des Zweiten Weltkriegs gefunden, als sie sich für einen gerechten Lohn wehrten: Die Bilder, die Paul Senn an ihren Zusammenkünften fotografierte, gelten inzwischen als Ikonen der Schweizer Sozialgeschichte, und auch Journalist Peter Surava, der diesen begleitete und für die Zeitung «Die Nation» schrieb, führte eine versierte Feder. Nun hat sich Therese Lüthi, Fachlehrerin für Textiles Gestalten in Lützelflüh, ihnen wieder angenommen.

Sie bettet die «Eriswiler Lohnaffäre», wie sie in der Debatte des Nationalrats genannt wurde, einerseits in ihre Zeit ein. Die Zeit, als der Bund den tiefen Löhnen der Heimarbeiter den Kampf ansagte. Eine Liebesgeschichte, die sie mit den überlieferten Fakten verknüpft, erlaubt es ihr andererseits, stärker auf die Rolle der Frauen einzugehen. Sie räumt ein, dass sie in der Geschichte auch einen Kampf für die Sache der Frau sieht. Anna, ihre Protagonistin, gibt ihrem Verehrer am Schluss einen Korb. «Ein besseres Leben will ich», sagt sie ihm und blickt ihn frech an, «und zwar mein eigenes.» «Die Eriswiler Strickerinnen waren keine Suffragetten», sagt Therese Lüthi. Erst als sich die Gewerkschaften für die Durchsetzung des neuen Heimarbeitergesetzes einzusetzen begannen, schufen sie diesen den Boden, auf dem ihre Saat aufgehen konnte. Der aufklärerische, sozialkritische Furor eines Peter Surava geht der Autorin ab. Sie zeigt vielmehr auf, dass es in diesem Konflikt nicht nur Schwarz und Weiss gibt. Ihre Strickerinnen sind sich der ausweglosen Situation durchaus bewusst, in der sie sich befinden: Darf der Lohn erhöht werden, ohne dass man den Konkurrenzkampf gegen die Maschinenstrickerei verliert? Wäre es nicht opportun, selbst Strickmaschinen anzuschaffen, damit wenigstens ein Teil der Arbeitsplätze in Eriswil bleibt? Das Buch von Therese Lüthi ist eine wertvolle Ergänzung zu den zeitgenössischen Darstellungen. Wer sich für diese interessiert, findet dem Werk die vier zentralen Zeitungsreportagen von Peter Surava und Paul Senn beigelegt.

Jürg Rettenmund

Autorin: Therese Lüthi. Format A5, 108 Seiten, Broschur, erschienen im Eigenverlag 2018, ISBN 078-3-9524781-8-9, Fr. 22.–.



Der ehemalige Amtsbezirk Wangen

Seit 1927 gibt die Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte ihre «schwarzen Bände» heraus, die «Kunstdenkmäler der Schweiz». Auf 136 Bücher ist diese Reihe angewachsen, bis der Oberaargau darin Aufnahme fand. Der Band, zugleich der fünfte Landband des Kantons Bern, ist dem ehemaligen Amtsbezirk Wangen gewidmet. Nimmt man die rund 500 Seiten starke Publikation in die Hand, wird rasch klar: Das lange Warten hat sich gelohnt. Der Leineneinband mit Goldprägung ist zwar nach wie vor schwarz. Doch mehr Hinweise auf den Inhalt liefert der Schutzumschlag mit den farbigen Bildern aus dem Städtli Wangen an der Aare und der Apfelschusszene aus der Ründemalerei des Mühlehofes in Oberönz. Denn die Kunstdenkmäler-Bände sind farbig geworden, mit zahlreichen Abbildungen von Gebäuden, Karten und Plänen.

Anders als der Name erwarten lässt, beschränkt sich das Standardwerk nicht mehr auf die Beschreibung des künstlerisch wertvollen Baubestandes, sondern zeigt diesen in der geografischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Struktur seiner Region. Selbst das kleine Berken wird mit Karte und Text zur Siedlungsentwicklung eingeführt. Zu den grossen Siedlungen wie Herzogenbuchsee, Wangen, Wiedlisbach oder Ober- und Niederbipp breiten sich die Kapitel auf bis zu über 50 Seiten aus, wobei markanten Gebäuden wie dem Schloss Wangen, der Katharinenkapelle in Wiedlisbach, dem Schloss Oberbipp oder dem Wohn- und Atelierhaus von Cuno Amiet auf der Oschwand viel Platz eingeräumt wird.

Der ehemalige Amtsbezirk Wangen hat mit dem neuen Kunstdenkmälerband eine fundierte Regionalmonografie erhalten. Man darf gespannt sein auf die weiteren Bände über die ehemaligen Amtsbezirke Aarwangen und Trachselwald.

Jürg Rettenmund

Ursula Schneeberger, Richard Buser, Irène Brunau, Mario d'Alessandro: Der ehemalige Amtsbezirk Wangen. Kunstdenkmäler des Kantons Bern, herausgegeben von der Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte, 2018. 496 Seiten, 500 Abb., Hardcover, ISBN 978-3-03797-333-2, Fr. 120.–.



Bauernhäuser im Bipperamt, Seeland und Berner Jura

Stolze vier Kilogramm wiegen sie zusammen, die beiden Bände «Seeland und Bipperamt» und «Le Jura bernois» – zwei umfangreiche Forschungsarbeiten über die ländliche Bau- und Wohnkultur im Kanton Bern, die damit jetzt lückenlos dokumentiert ist. Es sind die beiden letzten Teilbände der Reihe «Die Bauernhäuser des Kantons Bern», die in Zusammenarbeit zwischen der kantonalen Denkmalpflege und der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde entstanden ist. Zur Buchreihe gehören auch die drei Bände zum Berner Oberland, zum tieferen und zum höheren Berner Mittelland. Alle vier Bände sind Teil der wissenschaftlichen Reihe «Die Bauernhäuser der Schweiz».

Hinter den beiden Werken stecken nicht nur eine enorme Arbeit und ein riesiges Fachwissen über Geschichte, Architektur und Volkskunde, sondern auch ganz viel Herzblut und eine grosse Sozialkompetenz: Ein guter Draht zu den Leuten brachte oft ganz besondere «Trouvaillen» hervor – und bewegte umgekehrt sicher manch eine Hausbewohnerin oder einen Hausbewohner dazu, der eigenen Geschichte einmal vertieft nachzugehen.

Bauernhäuser im Bipperamt und Seeland

Heinrich Christoph Affolter stellt die beiden Regionen Seeland und Bipperamt vor und macht mit seinen Erläuterungen deutlich, welche gewaltige Errungenschaft die Juragewässerkorrektion für die Landschaft und die Landwirtschaft der Region darstellte. Der Schwerpunkt des Buches ist dem Rebbaugelände am nördlichen Bielerseeufer gewidmet. Es werden aber auch verschiedene Einzelbauten aus dem Oberaargau beschrieben. Manch eine Baute schaut man nach der Lektüre mit anderen Augen an und fährt nicht mehr achtlos daran vorbei. Den Wohnstock nördlich der Holzbrücke in Wangen mit seiner kunstvollen Ründimalerei zum Beispiel, oder das alte Bauernhaus an der Ländtestrasse in Richtung Schwarzhäusern, im Sommer versteckt hinter zwei grossen Platanen – mit schlichter Fassade, aber einfach rundum stimmig und schön.



Bauernhäuser des Berner Jura

Isabelle Rolands Werk ist die erste systematische und wissenschaftliche Aufarbeitung der bäuerlichen Bauten des Berner Jura. So vielfältig wie die Landschaft mit ihren breiten Tälern und tiefen Schluchten, Alpen und Hochplateaus, naturbelassenen Weiden und Weinbergen sind auch die im Buch beschriebenen Bauernhäuser, Alpbetriebe, Rebhäuser, Gewerbebauten, Speicher und anderen Kleinbauten. Viele davon sind aussergewöhnlich gut erhalten. Das Buch zeigt auch zahlreiche Detailaufnahmen von aufwendigen Dachstockkonstruktionen, von Türen und Tenntoren, Kachel- und Steinöfen, Bienenhäusern und Brunnen, in Holz geschnitzten und in Stein gemeisselten Verzierungen. Hinter jedem Bild steckt eine lange, alte Geschichte. Isabelle Roland kennt sie alle. Schön, dass solche Zeitzeugen erhalten bleiben und in diesem Werk gewürdigt werden.

Bettina Riser

Heinrich Christoph Affolter: Die Bauernhäuser des Kantons Bern, Teilband 4.1 Seeland und Bipperamt, 324 Seiten, ca. 370 Abb., Karten und Grafiken. Leinen mit Schutzumschlag; ISBN 978-3-906124-29-3, Fr. 85.–.

Isabelle Roland: Les maisons rurales du canton de Berne, tome 4.2 Le Jura bernois, 548 pages, env. 966 illustrations, cartes et graphiques. Couverture en lin avec jaquette; ISBN 978-3-906124-28-5, Fr. 95.–.



*Demokratie im Herzen der Schweiz
Zum 100-Jahr-Jubiläum des Gemeindeparlaments Langenthal 1919–2019*

Am 17. März 1919 tagte in Langenthal zum ersten Mal der Grosse Gemeinderat, der Vorgänger des heutigen Stadtrates. Das waren dieses Frühjahr 100 Jahre her. Die gegenwärtigen Parlamentarierinnen und Parlamentarier nahmen das zum Anlass, diese Geschichte durch Stadtchronist Simon Kuert aufarbeiten zu lassen. Was dieser vorlegt, schliesst mehr als die ins Visier genommene Lücke in der Geschichte der Stadt. Das Studium der Umstände, die 1919 zum Parlament führten, hätten ihm vor Augen geführt, wie wichtig die Arbeiterbewegung für die Entwicklung von Langenthal gewesen sei, schreibt der Autor in seiner Einleitung. Ein Teil der Gesellschaft der Stadt, die in der bisherigen kommunalen Geschichtsschreibung ausgeblendet wurde. Dies korrigiert Simon Kuert, indem er den bisher als prägend für Langenthal Beschriebenen wie dem Oberst, Nationalrat und Industriellen Arnold Gugelmann die Vertreter der Arbeiterschaft wie den lokalen Führer im Generalstreik von 1918, Lehrer Albert Arni, zur Seite stellt.

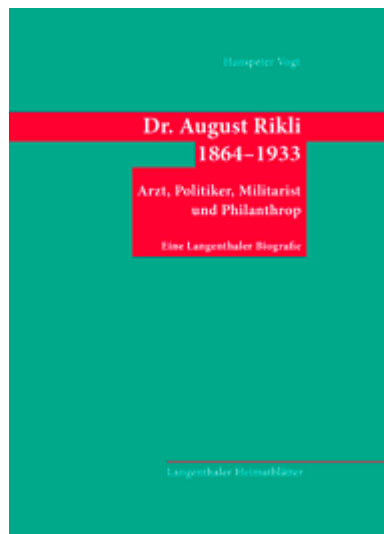
Simon Kuert korrigiert damit einen Fehler, der der Langenthaler Geschichtsschreibung eigentlich während der ganzen Zeit des Parlaments inhärent war, wie eine Debatte zu einer Lehrerwahl 1928 aufzeigt: In einem Artikel in der Zeitung der Berner Arbeiterschaft, der Tagwacht, hatte ein Lehrer geschrieben, der bürgerliche Geschichtsunterricht sei ideologisch gefärbt und müsse durch eine sozialdemokratische Sicht der Geschichte ergänzt werden. Der Redaktor des Langenthaler Tagblatts, Adolf Steiner, fand diese Forderung einseitig und weibelte wie gegen andere Vorstösse aus Arbeiterkreisen. Im Grossen Gemeinderat übrigens entstand in der Frage ein Patt, erst das Los entschied gegen den Sozialdemokraten. Dieses Gleichgewicht zwischen den Kräften ist, wie Simon Kuert aufzeigt, typisch für Langenthal. Umso bedeutender ist, dass mit dem neuen Werk endlich auch die Langenthaler Geschichtsschreibung ihre ideologischen Scheuklappen ablegt. Dass, wie man es aufgrund einer Tabelle auf Seite 59 formulieren kann, neben dem Milieu des Bären auch das des Volkshauses seine Darstellung findet.

Simon Kuert kann auf der detaillierten Quellenkenntnis schreiben, die er sich mit der Neuorganisation des Stadtarchivs erarbeitet hat. Er stellt die

wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse in Langenthal um 1900 dar. Diese schufen die Voraussetzungen dafür, dass im Zentrum des Oberaargaus das Bedürfnis nach einem Parlament entstand, das nach Proporz zusammengesetzt ist. Dann schildert er konkret Entstehung und erste Jahre des Grossen Gemeinderates. Weitere Schwerpunkte setzt er in der Zeit des Zweiten Weltkrieges und der Umbruchzeit von 1968. Dieses Kapitel mündet darin, dass sich das grosse Dorf in Stadt umbenannte und aus dem Grossen Gemeinderat der Stadtrat wurde. Beiträge verschiedener Mitglieder des Stadtrates sowie Namenslisten runden die Jubiläumsschrift ab.

Jürg Rettenmund

Autor: Simon Kuert, Vorwort: Urs Zurlinden. 23 x 16 cm, 172 Seiten, in Leinen gefasst mit Titelprägung, bebildert. Erschienen im Merkur Druck und Verlag AG. ISBN 978-3-906948-00-3, Fr. 25.–.



Dr. August Rikli 1864–1933, Arzt, Politiker, Militarist und Philantrop. Eine Langenthaler Biografie.

Hanspeter Vogt, Gynäkologe in Langenthal, hat für seine Biografie von August Rikli akribisch und ausgiebig recherchiert. Rikli, facettenreich, widersprüchlich, mutig und ruhelos, hat Langenthal, die Politik und das Gesundheitswesen zur Zeit des ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts nachhaltig geprägt, als Arzt und Politiker. Er trug zur Entwicklung des Bezirksspitals Langenthal und des Inselspitals bei, bekämpfte unermüdlich die Tuberkulose – als Arzt in Langenthal mit dem Bau eines Tuberkulosepavillons, als Nationalrat mit der Schaffung eines Tuberkulosegesetzes. August Rikli war vieles in einem – der Buchuntertitel verdeutlicht es –, und, so legen es Hanspeter Vogts Recherchen nahe, tat all dies mit grosser Leidenschaft und Authentizität. Durch den patriotischen Grütliverein portiert, vertrat er die Sozialdemokraten im Nationalrat – und nahm, im Spannungsfeld des Ersten Weltkriegs, den Bruch mit der eigenen Partei in Kauf: Kompromisslos hatte er, der Militarist, der zur gleichen Zeit Verwundetentransporte aus den Kriegsgebieten koordinierte und begleitete, sich 1918 gegen den Landesstreik gestellt. Und, über das berufliche und politische Leben und Wirken hinaus betrachtet, war Rikli zeitlebens ein Philantrop, ein Kämpfer für soziale Gerechtigkeit und Menschlichkeit, im Sinne des Roten Kreuzes.

Hanspeter Vogts Biografie, bereichert mit privaten Bildern und dem Exkurs zu Nikolaus Wassilieff, einem mit Rikli befreundeten russischen Emigranten, ist eine wertvolle historische Reportage, ein unabdingbarer Teil der Geschichte von Langenthal.

Madeleine Hadorn

Autor: Hanspeter Vogt. Reich bebildert. Hardcover, 14 x 20 cm, Fadenheftung, 230 Seiten, erschienen im Kulturbuchverlag Herausgeber, ISBN 978-3-905939-58-3, Fr. 28.–.



Jakob Weder – Seine Farbsymphonien neu interpretiert

Wer einen Bezug zum Oberaargau hat, kennt die geheimnisvollen geometrischen Bilder von Jakob Weder. Viele von uns haben «Weder-Kobi» als launischen, aber oft äusserst inspirierenden Zeichen- und Kunstgeschichtelehrer erlebt. Wenige von uns haben an freien Nachmittagen oder an Wochenenden gar stundenlang an seinen Werken mitmalen dürfen. Nach genauer Anleitung und nach exakt vorgeschriebenem Umgang mit seinem Farbenklavier und den darin vorhandenen 133 verschiedenen Farben. Dazu war es aber nötig, ein vom Meister der Farborgel definiertes Mindestmass an Verständnis für die Prinzipien seiner Farbenlehre vorweisen zu können. Dazu wiederum war Mathematik die Grundlage, und selbst sehr Interessierte schafften es nie vollständig, die Prinzipien seiner Kunst ganz zu verstehen.

Umso erstaunlicher, dass es Josefine Leuenberger in ihrem Buch gelingt, die Wedersche Farbenlehre verständlich zu machen und sie so anzuwenden, dass eigene Bilder entstanden sind, die von Jakob Weder stammen könnten. Die wunderschönen Symphonie-Bilder machen das Büchlein zu einem kleinen Kunstband, der auch die Entstehungsgeschichte der Werke ausführt.

Peter Regenass spricht der Autorin in seinem Editorial ein grosses Kompliment aus, und Erich Weder, der Sohn von Jakob, schreibt in seinem Begleitwort, dass sein Vater sicher grosse Freude an dem Buch gehabt hätte.

Das Buch ist das Resultat einer Maturaarbeit am Gymnasium Oberaargau, für die es die Bestnote gab. Die Arbeit wurde auch bei «Schweizer Jugend forscht» eingereicht und durfte dort grosse Erfolge feiern.

Martin Fischer

94 Seiten, 17 x 24 cm, Hardcover. Josefine Leuenberger (Autorin), Peter Regenass (Editorial), Erich Weder (Begleitwort), Merkur Druck AG (Layout und Druck), erhältlich bei Kunst-Hof in Wangenried, Fr. 32.–.

Autorinnen und Autoren des Oberaargauer Jahrbuches 2019

Vorwort: Daniel Gaberell (*1969) leitet die Geschäftsstelle und Redaktion des Oberaargauer Jahrbuches und betreibt in Riedtwil das Oberaargauer Buchzentrum OBZ und seinen Kulturbuchverlag Herausgeber.

Wohnen im Park – früher und heute: Barbara Frutiger (*1969), Schulen in Kleindietwil und Lehrerseminar in Langenthal, Kunsthistorikerin, arbeitet bei der Denkmalpflege des Kantons Bern im Bereich Öffentlichkeitsarbeit. Im «Fachwerk», dem Magazin der Denkmalpflege erscheinen jährlich Berichte über aktuelle Restaurierungen, so auch über die Villa Geiser – für das Jahrbuch Oberaargau hat Barbara Frutiger diesen erweitert.

In Langenthal praktizierende Tierärzte in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts: Samuel Luder-Keller (*1949), praktizierender Tierarzt in Langenthal von 1981 bis 2015, Enkel von Alfred Nyffenegger.

Bläserensembles in den reformierten Kirchen des Kantons Bern (Emmental-Oberaargau) zwischen 1650 und 1800: Christoph Schuler (*1957) arbeitet 60 Prozent als Lehrer für bildnerisches und technisches Gestalten am Gymnasium Oberaargau, damit ihm genügend Zeit bleibt, in seine Welt der Instrumente einzutauchen. Seine Werkstatt befindet sich auf dem Porziareal in Langenthal.

Zum 50. Todestag Jakob Käser und Zur Verleihung des Wakkerpreises des Schweizerischen Heimatschutzes an die Stadt Langenthal: Simon Kuert (*1949), Ausbildung zum Lehrer, Studium der Theologie und Geschichte, war Pfarrer in Madiswil und baute als Projektleiter die kirchliche Unterweisung in der Reformierten Berner Kirche neu auf. Seit 1998 ist er als Beauftragter der Forschungsstiftung Stadtchronist in Langenthal. 2001–2013 Pfarrer in Langenthal. Mitglied der Jahrbuch-Redaktion.

2020 ist in Madiswil wieder ein Linksmäherjahr, Die Brunnenheizung aus dem Asteroidengürtel, Hans Gostelis letzte Fahrt und 125 Jahre Ärztehaus in Kleindietwil: Jürg Rettenmund (*1959), Historiker (lic. phil. I) in Huttwil. Redaktor bei der BZ Langenthaler Tagblatt in Langenthal, langjähriger Redaktionsleiter (bis 2014) und heute Mitglied der Jahrbuch-Redaktion.

Kurt Baumann KuBa – Installationen mit Kunststofffragegriffen: Kurt Baumann (*1956), aufgewachsen in Oberdiessbach, lebt seit 1976 in Aarwangen. Werklehrer (pens. seit 2016) und Kunstschaffender. www.kurt-baumann.ch

Wattewolken und rote Ballone für Jörg: Beat Hugli (*1956) initiiert und produziert als Kulturunternehmer Zeitungen, Bücher, Wege, Ausstellungen und Bühnenanlässe. Als Journalist schreibt er über Menschen, Taten und Themen, die ihm am Herzen liegen. Er lebt und arbeitet in Langenthal.

125 Jahre IBL, Menschen verbinden – und mit ihnen verbunden bleiben: Philipp Abt (*1973) wohnt und arbeitet als selbstständiger Texter und Gestalter in Langenthal. Als Stiftungsrat im Museum Langenthal bleibt er mit den Menschen von hier ebenso verbunden, wie mit dem geschichtlichen Erbe der Region.

Fotografien zu verschiedenen Kapiteln: Herbert Rentsch (*1952) aus Herzogenbuchsee, Mitglied der Jahrbuch-Redaktion, war bis Frühjahr 2017 Redaktor bei der Berner Zeitung BZ. Früher arbeitete er als Lehrer in Herzogenbuchsee.

Weitere Mitglieder der Jahrbuch-Redaktion

Martin Fischer (*1953) ist seit 1998 Präsident der Jahrbuchvereinigung.

Bettina Riser (*1969), aufgewachsen und Lehrerseminar in Langenthal, wohnt in Walden oberhalb von Niederbipp.

Der Lotzwiler Andreas Greub (*1968) betreut jeweils das Portfolio und die Artikel aus den Themenbereichen Kunst und Kultur.

Fredi Salvisberg (*1957) lebt in Subingen und kümmerte sich während vieler Jahre um die Finanzen des Jahrbuchs des Oberaargaus.

Madeleine Hadorn (*1960) lebt in Langenthal und kümmert sich fortan um das Portfolio über die Oberaargauer Kunst und Kultur.

Esther Siegrist (*1962) aus Langenthal hält mit ihrem administrativen und organisatorischen Geschick die Jahrbuch-Redaktion verlässlich zusammen.